



Stenografischer Bericht

– öffentlich –

9. Sitzung der Enquetekommission „Migration und Integration in Hessen“

29. Oktober 2010, 9:35 bis 14:10 Uhr

Anwesend

Stellv. Vorsitzender Abg. Gerhard Merz (SPD)

ordentliche Mitglieder:

stellvertretende Mitglieder:

CDU

Abg. Jürgen Banzer
Abg. Alexander Bauer
Abg. Patrick Burghardt
Abg. Ismail Tipi
Abg. Astrid Wallmann

SPD

Abg. Ernst-Ewald Roth

FDP

Abg. Hans-Christian Mick
Abg. René Rock

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN

Abg. Mürvet Öztürk
Abg. Kordula Schulz-Asche

DIE LINKE

Abg. Barbara Cárdenas

Sachverständige der Fraktionen

Birgit Simon
Dr. Stefan Luft
Marc Phillip Nogueira
Prof. Dr. Friedrich Heckmann
Prof. Dr. Frank-Olaf Radtke

Fraktionsassistenten

FraktAss	Pascal Schnitzler	(Fraktion der CDU)
FraktAssin	Lena Kreuzmann	(Fraktion der SPD)
Özgür	Sevim	(Fraktion der FDP)
FraktAssin	Pia Walch	(Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
Tamina	Schilling	(Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN)
FraktAssin	Simin Falsafi	(Fraktion DIE LINKE)
Jan	Schalauske	(Fraktion DIE LINKE)

Sachverständige

Prof. Dr. Christian Pfeiffer (Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen)
Prof. Dr. Bernd Dollinger (Universität Siegen)
Prof. Dr. Carsten Wippermann (Katholische Stiftungsfachhochschule München)
Prof. Dr. Werner Schiffauer (Europa-Universität Viadrina)
Tim Ruder (Hessischer Landkreistag)
Dietmar Kolmer (Hessischer Städte- und Gemeindebund)
Corrado Di Benedetto (agah)
Berthold Müller (Hessisches Statistisches Landesamt)

Landesregierung**HMdJIE**

StAin Thaler
MinRin Winkler
RR Märker
Frau Weck
Frau Schindel

Landtagskanzlei

RDirin Susanne Ewert

Protokollierung: Sonja Samulowitz, Christoph Filla

Anhörung zu

Themenblock 7: Zusammenhang zwischen soziokultureller Lage einerseits und dem Grad der Integrationsbereitschaft sowie von Kriminalität andererseits

Fragenkatalog

1. Unterscheidet sich die Kriminalitätsrate oder die Anfälligkeit für andere Formen „abweichenden“ Verhaltens von Personen mit und ohne Migrationshintergrund bei gleicher soziokultureller Lage? Welche migrationspezifischen Merkmale lassen sich hier benennen?
2. Gibt es Erkenntnisse darüber, ob ein und ggf. welcher Zusammenhang zwischen soziokultureller Lage und dem Grad der Integrationsbereitschaft besteht?
3. Welche spezifischen auf die Migration zurückzuführenden Merkmale weisen Personen mit Migrationshintergrund hinsichtlich ihrer sozioökonomischen Situation auf?
4. Welche Erkenntnisse liegen bei der Kriminalitätsbetrachtung im Bereich des politischen oder religiösen Extremismus vor und welche Ursachen können dafür benannt werden. Mangelt es in diesem Bereich an strukturellen Maßnahmen zur Aufklärung, politischer Bildung und Partizipation oder eher an Integrationsbereitschaft auf Grund verfestigter womöglich aus den "Heimatländern" stammenden Haltungen, die zu Radikalisierungen führen?
5. Sind für die Integrationsbereitschaft (und deren Erhöhung) in erster Linie soziokulturelle Faktoren bedeutsam bzw. entscheidend oder eher intrinsische Motivationen?
6. Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen?

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz:** Meine Damen und Herren! Ich eröffne die neunte Sitzung der Enquetekommission „Migration und Integration in Hessen“ und begrüße alle Mitglieder der Kommission, alle Mitarbeiter aus dem Statistischen Landesamt und dem Ministerium sowie ganz besonders herzlich die speziell zu der heutigen Anhörung eingeladenen Sachverständigen, die zu einem Thema sprechen sollen, das sicherlich zu den brisanteren im Gesamtkontext der Integrationsdebatte gehört.

Außerdem möchte ich Herrn Kollegen Banzer als neues Mitglied der Kommission herzlich willkommen heißen. Wir haben noch Großes mit Ihnen vor. Das werden wir aber nach Lage der Dinge im nicht öffentlichen Teil der Sitzung machen.

Es hat in den letzten Wochen und Monaten etliche Debatten über dieses Thema gegeben. Da heute auch Vertreter der Presse anwesend sind, möchte ich hinzufügen, dass es nicht erst dieser Debatten bedurft hat, um dieses Thema auf die Tagesordnung zu setzen. Es stand auch schon vorher auf der Tagesordnung.

Wir alle haben den Fragenkatalog zugestellt bekommen und die Unterlagen, die zum Teil vorab zur Verfügung gestellt worden sind, zur Kenntnis nehmen können. Deswegen schlage ich vor, dass wir jetzt ohne Weiteres in die Anhörung einsteigen.

Als erstem Sachverständigen erteile ich Herrn Prof. Dr. Christian Pfeiffer vom Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen das Wort.

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer:** Meine Damen und Herren! Ich steige mit den Antworten ein, die uns die Polizeiliche Kriminalstatistik auf die Fragen gibt, die wir hier erörtern sollen. Wenn wir z. B. nach ausländischen und nach deutschen Jugendlichen unterscheiden, stellt sich heraus, dass pro 100.000 deutsche Jugendliche etwa 1.000 als Tatverdächtige, was die Jugendgewalt betrifft, registriert worden sind. Nehmen wir die als Ausländer betrachteten Jugendlichen, sehen wir, dass es 3.000, also dreimal so viele, sind. Wir können uns auch Teilgruppen anschauen, zu denen ebenfalls Daten vorliegen: Bei türkischen Jugendlichen steigt die Zahl auf das Vierfache.

Aber das ist nur das Hellfeld der angezeigten Delikte. Bundesinnenminister Schäuble hat uns eine einmalige Chance eingeräumt, die es in Europa in dieser Form für Kriminologen noch nie gegeben hat: Wir durften in den Jahren 2007 und 2008 insgesamt 45.000 Jugendliche folgendermaßen befragen: In 61 Städten und Landkreisen, vom Computer zufällig nach ihrer Größe ausgewählt, durften wir die Schüler einer Zufallsauswahl von Schulklassen erfassen, mit dem Ergebnis, dass wir erstmals einen repräsentativen Querschnitt von Neuntklässlern in Deutschland hatten. Neuntklässler sind die einzigen Schüler, die es in allen Schultypen gibt und die auch alt genug sind, um die Kriminalität differenziert erfassen zu können. Sie sind mindestens 14 Jahre alt, meistens 15.

Auf einmal sind die Verhältniszahlen andere. Warum? Wir haben die Opfer gefragt, ob sie Anzeige erstatten. Es hat sich gezeigt: Wenn Max von Moritz verprügelt wird, liegt die Anzeigequote bei 19 %. Wird Mehmet von Moritz verprügelt, beträgt sie 18 %. Wird aber der Max von Mehmet verprügelt, liegt sie bei fast 30 %. Immer dann, wenn Fremde aufeinandertreffen, ist die Anzeigequote höher. Mehmet wird von Igor verprügelt: In 28 % der Fälle wird das der Polizei bekannt. Mehmet wird von Mustafa verprügelt: Nur 19 % der Fälle werden bekannt. Untereinander zeigt man sich ungern an. Deutsche werden von Migranten deutlich seltener angezeigt als Migranten von Deutschen. Das führt zu dem Ergebnis, dass die Polizeiliche Kriminalstatistik den Anteil der fremden Tatverdächtigen deutlich überzeichnet.

Das weiß auch das Bundeskriminalamt: Jedes Jahr finden Sie in den Vorbemerkungen zu der Darstellung der von der Polizei erfassten Kriminalität ganz korrekt formuliert, das hänge auch von der Anzeigebereitschaft ab. Im Übrigen ist die Unterscheidung nach Deutschen und Ausländern nicht mehr sehr zutreffend. Beispielsweise hat knapp die Hälfte der türkischstämmigen Jugendlichen inzwischen einen deutschen Pass und wird als Deutsche registriert. Die ganze Unterscheidung bringt also nichts mehr. Die Polizeiliche Kriminalstatistik ist ein Arbeitsnachweis der Polizei – mehr auch nicht.

Ist sie wenigstens geeignet, regionale Unterschiede korrekt abzubilden? Auch dazu ist sie nicht geeignet. Die Anzeigequote ist im Norden deutlich höher als im Süden. Im Süden funktionieren die sozialen Netzwerke wesentlich besser, das soziale Kapital ist ausgeprägter, und von daher kommen die Menschen auch ohne den Staat ganz gut mit Konflikten zurecht. Es ist ein Zeichen von gut funktionierenden sozialen Netzwerken – nicht von Ängsten –, wenn die Anzeigequote niedrig ist. In Bayern, wo ich groß geworden bin – ich könnte diesen Vortrag auch auf Bayerisch halten –, heißt es eben: Wir machen es doch nicht gerichtsmässig, wenn einer dem anderen eine Watschen gibt. – Dann lässt man es halt bleiben.

Wenn wir uns die Dunkelfelddaten anschauen, die wesentlich verlässlicher sind, erkennen wir, dass es Unterschiede gibt. Wer sind die Bravsten im Lande? Es sind die asiatischen Jugendlichen mit einem Anteil von 2,6 % Mehrfachtätern der Gewalt. Das sind diejenigen, die im letzten Jahr mindestens fünf Straftaten begangen haben. Mit 11,3 % werden muslimische Jugendliche aus dem früheren Jugoslawien am häufigsten auffällig. Der Anteil der türkischstämmigen Jugendlichen beträgt 8,8 %, der der deutschen Jugendlichen 3,3 %. Es geht völlig durcheinander: Man kann nicht sagen, dass die deutschen Jugendlichen die bravsten sind. Die asiatischen Jugendlichen sind noch braver.

Aber man kann generell sagen, dass muslimische Jugendliche – von Ausnahmen wie den aus dem Iran stammenden Jugendlichen abgesehen, aber das ist nur eine kleine Gruppe – deutlich häufiger mit Gewalttaten auffällig sind als deutsche: zwei- bis dreimal so oft.

Woher kommt das? Wir konnten das ermitteln, weil wir jeden Jugendlichen nach seinen Lebensumständen gefragt haben. Wir haben fünf Faktoren identifiziert, die die jungen Migranten benachteiligen, insbesondere die aus muslimischen Kulturkreisen stammenden.

Erstens. Die innerfamiliäre Gewalt ist in diesen Familien deutlich ausgeprägter. Beispielsweise liegt der Anteil der türkischen Jugendlichen, die von ihren Eltern misshandelt worden sind, bei knapp 19 %, der der deutschen bei etwa 6 %. Das variiert von Kultur zu Kultur. Bei arabischen und türkischstämmigen Jugendlichen sowie bei muslimischen Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind die Raten besonders hoch.

Zweiter Faktor: Bildung. Thilo Sarrazin hat indirekt die Behauptung aufgestellt – auch wenn er es nicht wörtlich gesagt hat; aber es schien durch seine Ängste hindurch –, das Problem sei, dass die Muslime immer mehr Kinder bekämen, die von der Qualität her nicht mit denen der Deutschen vergleichbar seien, und von daher kämen wir in große Schwierigkeiten. Indirekt sagt er, Muslime seien dümmer als Deutsche. Offen hat er es aber nicht zugegeben.

Wir haben das überprüft. Nehmen wir die Gymnasialquote: Die höchste Gymnasialquote haben Iraner – das sind auch Muslime – mit 57 %, die niedrigste mit 9 % Libanesen,

ebenfalls Muslime. Die generelle Aussage, dass Muslime dümmer seien als Deutsche, trifft also schon einmal nicht zu, Die Gymnasialquote der Afghanen liegt dicht bei der der Deutschen: 37 % – ziemlich mickrig im Vergleich zu dem, was die Vietnamesen mit 57 % leisten. Die Gymnasialquote der Türken liegt bei 14 %. Es gibt also große Unterschiede in der Integration.

Das Spannende ist aber, dass dies nicht generell so ist. Wenn wir uns auf die Zahl der türkischen Jugendlichen konzentrieren, die eine Realschule oder ein Gymnasium besuchen, erkennen wir, es gibt Gebiete, in denen nur 12 bis 15 % der türkischstämmigen Jugendlichen die Perspektive einer guten Bildungsintegration haben, während es anderswo 70 % sind. Nehmen wir Norddeutschland: Insgesamt 54 % der türkischstämmigen Jugendlichen haben entweder den Realabschluss oder das Abitur im Visier. In Süddeutschland sind es nur 27%. Haben die Süddeutschen die dümmeren Türken abbekommen? Natürlich nicht. Aber sie haben einen Nachteil: In Süddeutschland qualifiziert man sich durch Schullaufbahnpfehlungen, die bindend sind. Wer es nicht schafft, muss eben auf eine Haupt- oder eine Sonderschule gehen. Das ist verpflichtend, und das ist ein großer bildungspolitischer Nachteil, der die Integration massiv erschwert.

Warum sind es anderswo 70 %? Ich nenne Ihnen ein kleines Beispiel aus Hannover – darauf bin ich ein bisschen stolz –: Ich habe vor 13 Jahren in meinem Wohnzimmer die erste deutsche Bürgerstiftung gegründet; inzwischen gibt es mehr als 300 davon. Diese Stiftungen kümmern sich, wo immer sie tätig sind – Bündnisse von Zeitreichen, Ideenreichen und Geldreichen einer Stadt bzw. einer Region –, um die Integration von Migranten. In Hannover läuft das über den Verein Mentor e. V., in dem inzwischen 1.500 Menschen dabei sind, jungen Türken und jungen Russen – Jugendliche aller Gruppen, die benachteiligt sind – während der Grundschulzeit kostenlos Nachhilfe zu geben. Das Ergebnis: Hier landen die türkischstämmigen Jugendlichen zu fast 70 % im Gymnasium oder haben die Perspektive eines Realschulabschlusses. Anderswo sind es dagegen nur 12 bis 15 %.

Wir haben es selbst in der Hand. Es ist nicht richtig, generell den Verdacht zu äußern, sie seien dümmer als wir. Sie haben es nur mit schlechteren Rahmenbedingungen zu tun. Wir können z. B. nachweisen, dass bei Mehmet, wenn er mit Max und Moritz im Sandkasten spielt, die Wahrscheinlichkeit, dass er später aufs Gymnasium geht, doppelt so hoch ist, als wenn er im Kindergarten nur mit Mustafa und Igor spielen würde. Das ist logisch; das ist die Sprachintegration. Also sind sie nicht dümmer.

Anders ist es aber, wenn sie überwiegend von Sozialhilfe leben. Das ist ein Benachteiligungsfaktor der Muslime. Es gibt nach unseren Daten nur eine einzige Gruppe, bei der Sarrazin recht hat. Das sind die Libanesen, die zu 57 % von staatlichen Leistungen abhängig sind. Er hat auch in einem anderen Punkt recht: Nachdem sie nach Deutschland gekommen sind, hat sich ihre Kinderzahl erhöht. Heute haben fast zwei Drittel der Familien vier und mehr Kinder. Dadurch wird die Familie auch finanziert. Aber das ist die einzige Gruppe, bei der die von Sarrazin angeführten Fakten stimmen. Man muss ergänzen: Sie durften auch nicht arbeiten, als sie nach Deutschland kamen. In den ersten Jahren war ihnen in dieser Richtung alles versperrt, weil sie entweder Asylbewerber oder Geduldete waren, und für diese Personen gab es keine Arbeitserlaubnis. Diese Art, zu leben, also dass man dem Staat gegenüber die Hand aufhält, war von uns auch ein bisschen mit erzeugt.

Nehmen wir die Türken. 28 % leben von staatlichen Sozialleistungen, 72 % aber nicht. Die regionalen Unterschiede sind sehr groß. Auch da ist keine Pauschalisierung möglich. Wie sieht es mit der Babyrate aus? Wird das immer schlimmer? Leben sie alle vom Kinder-

geld? Nein, das ist nicht so. Nehmen wir die Türken als Beispiel. Die von uns befragten türkischstämmigen Jugendlichen, die in der Türkei geboren sind, haben noch zu 55 % drei und mehr Geschwister. Das heißt, die Familie hat mindestens vier Kinder. Aber nur noch 28 % der in Deutschland geborenen türkischstämmigen Jugendlichen haben drei und mehr Geschwister. Dieser Anteil hat sich also, kaum dass sie hier angekommen sind, halbiert. Sie passen sich beim Gebärverhalten an. Die Hochrechnungen von Sarrazin sind reine Panikmache.

Welche anderen Benachteiligungsfaktoren gibt es? Wir können generell sagen – um das noch deutlicher zu machen –: Je besser die Integration von Muslimen läuft, umso niedriger ist ihre Gewalttrate. Ich nenne Hannover als Beispiel: Bevor die Integration über unseren Verein lief, waren 15 % der türkischstämmigen Jugendlichen Mehrfachtäter der Gewalt. Acht Jahre später – mit einer wunderbaren Bildungsintegration – waren es nur noch 7,2 %. Sie nähern sich immer mehr den Deutschen an. Es ist kein Naturgesetz, dass Türken machohaft aufgeladen und kriminell sind.

Diese Machokultur ist freilich ein Faktor, der die jungen Muslime massiv benachteiligt. Darin, dass an die Dominanz des Mannes geglaubt wird, Frauen für minderwertig erachtet werden und dass man sich das Recht herausnimmt, bei jedem Konflikt gleich die Faust zu zeigen, sind sie führend. Wir haben ihnen Machosprüche vorgelegt und gefragt, ob sie sehr zustimmen oder nicht. Die höchste Zustimmung finden sie bei arabischen und türkischstämmigen Jugendlichen. Das ist durchaus problematisch.

Wenn wir all diese Faktoren konstant halten, stellen wir fest, es gibt keinen Unterschied; die türkische Gewalttrate entspricht der deutschen. Wenn wir also nur Realschüler nehmen, die nicht geprügelt werden, bei denen keine Machokultur herrscht, die vom Einkommen der Familie her nicht benachteiligt sind und auch, was die Zahl der delinquenten Freunde betrifft, gut dastehen, weil sie unter normalen Deutschen verkehren, kommen wir zu der Schlussfolgerung, es ist alles bestens.

Die delinquenten Freunde sind ein zentraler Faktor. Das können wir ebenfalls unterbinden. In Oldenburg, wo die Muslime über die ganze Stadt verteilt sind, konnten wir beobachten, dass 90 % der türkischstämmigen Kinder in dem Jahr vor der Befragung von deutschen Kindern zum Geburtstag eingeladen worden waren. Das war die Stadt, in der wir die niedrigste Gewalttrate türkischstämmiger Kinder gemessen haben. Die höchste Gewalttrate fanden wir in Dortmund, das zugleich die niedrigste Quote an Geburtstagsseinladungen hatte. Je isolierter diese Jugendlichen sind, desto stärker wachsen sie in ihrer Kultur auf, und desto stärker orientieren sie sich an den alten Machotraditionen: an der Gewalt des Vaters und allen möglichen falschen Mustern. Je mehr sie in unserer Gesellschaft verankert sind, umso besser läuft es. Schon im Kindergarten entscheidet sich ganz viel.

Ein kleines Beispiel, das einen nachdenklich macht: Wir haben nicht nur in Hannover, sondern auch in München eine Längsschnittbeobachtung durchgeführt. In München ist zwischen 1995 und 2005/2006 die Quote der türkischstämmigen Migranten, die ein Gymnasium besuchen, von 18 auf 12 % gesunken. Die Quote der Hauptschüler lag bei 62 %. Das heißt, sie war unverändert, während sie in Hannover auf 31 %, auf die Hälfte, gesunken war. Prompt haben wir in München – abgesehen von Dortmund – die höchste Machoquote und die zweithöchste Rate von Jugendlichen gemessen, die Mehrfachtäter der Gewalt waren, während Hannover von allen Großstädten diejenige mit der niedrigsten Quote ist. Jeder bekommt, was er verdient. Die Münchner haben für die Bildungsintegration ihrer Türken wenig getan: Die Bürger haben sich emsig um sich selbst gedreht und keine entsprechende Initiative, wie wir in Hannover, auf die Beine

gestellt. Prompt verzeichnen sie ganz hohe Raten türkischstämmiger Jugendlicher, die gewalttätig sind.

Einen Faktor gibt es freilich, den ich nicht unerwähnt lassen darf – von den empirischen Daten her ist das mein Schlusspunkt –: die Bedeutung der Religion. Als wir in den Jahren 2007 und 2008 die 45.000 Jugendlichen befragt haben, haben wir die Chance genutzt und uns bei jedem nach seiner religiösen Verankerung und auch nach der Intensität seiner Glaubensverankerung erkundigt. Herausgekommen ist, dass deutsche Jugendliche umso braver sind, je katholischer sie sind.

(Abg. Ernst-Ewald Roth: Das habe ich schon immer behauptet!)

– Sie sind auch umso braver, je evangelischer sie sind. Aber bei den katholischen Jugendlichen ist es noch ausgeprägter.

Das gilt auch für die Lebenszufriedenheit. Die nicht gläubigen Katholiken, die nur formal in der Kirche sind, sind zu 32 % mit ihrem Leben wirklich sehr zufrieden, die strenggläubigen dagegen zu 52 %. Es sind also wunderschöne Ergebnisse, die die Integration in den christlichen Glauben produziert. Im Übrigen gilt auch für die Migranten, die aus Polen oder Russland kommen – die sind ebenfalls oft christlich –, ganz klar: Je christlicher sie sind, umso braver sind sie.

Auf die Muslime trifft das Gleiche zu wie auf die anderen: Je gläubiger sie sind, desto weniger saufen sie. Nur bei den ungläubigen Muslimen, die lediglich, weil ihre Eltern noch gläubig sind, sagen, dass sie dem islamischen Glauben angehören, haben wir Alkoholraten, die denen der Deutschen näher kommen. Aber bei den Strenggläubigen sind sie extrem niedrig. Bei den Mädchen sinkt die Rate derer, die massiv Alkohol trinken, von 9 auf 1 %, bei den Jungen von 20 auf ungefähr 8 %. Bei beiden Geschlechtern wirkt sich also der Glaube stärker aus als sonst irgendetwas.

Wir haben den Glauben über die Fragen nach vier Merkmalen ganz gut erfasst: Erstens. Wie oft gehst du in deine Kirche, und wie sieht es mit deiner Gemeindezugehörigkeit aus? Zweitens. Wie oft hast du einen Dialog mit Gott in Gestalt eines Gebets? Drittens. Wie wichtig ist die Religion für dein ganzes Leben – für deinen Lebenszuschnitt, für deine Grundentscheidungen im Leben? Viertens. Wie wichtig war Religion in deiner Kindererziehung? Aus diesen vier Elementen haben wir einen Indikator für Religiosität gebastelt, und – siehe da – es funktioniert so, wie wir es uns gedacht haben: Je religiöser sie sind, umso weniger wird getrunken.

Umso weniger klauen sie auch. Das gilt z. B. für den Ladendiebstahl: Die Gruppe mit dem geringsten Anteil derer, die Ladendiebstähle begehen, sind türkischstämmige Jugendliche. Wenn ich die türkischstämmigen Jugendlichen in öffentlichen Debatten frage, woher das kommt, sagen sie: Na ja, Ladendiebstahl ist eine feige Sache, das ist etwas für Mädchen. Wenn ich etwas haben will, hole ich es mir anders. – Was Raubdelikte betrifft, liegen sie an erster Stelle: beim Ladendiebstahl ganz unten, beim Raub ganz oben. Das hat etwas mit Machoallüren zu tun.

Jetzt kommt der problematische Punkt. Je stärker muslimische Jugendliche im Glauben verankert sind, umso miserabler sind sie bei uns sozial integriert. Das lässt sich anhand von vier Faktoren messen: erstens an der Nutzung der deutschen Sprache im Gespräch mit Freunden und mit den Eltern, beim Kinobesuch und durch das Bücherlesen, zweitens anhand der Zahl der deutschen Freunde – wenn du deine fünf besten Freunde anschaut, wie viele davon sind Deutsche? –, drittens an der Gymnasialquote und viertens

anhand der Beantwortung der Frage, ob die Jugendlichen sich als Deutsche fühlen. Ich nenne Ihnen die Quoten von türkischstämmigen Jugendlichen, die nicht gläubig sind, und von denen, die strenggläubig sind. Hochgläubige besuchen zu 11,9 % das Gymnasium, Nichtgläubige zu 22 %. Hochgläubige haben zu 21 % deutsche Freunde, Nichtgläubige zu 47 %. Hochgläubige sprechen deutlich seltener Deutsch in ihren sozialen Kontexten als die Nichtgläubigen.

Den krassesten Unterschied – der ist wirklich eklatant – erkennen wir, wenn wir uns diejenigen anschauen, die sich als Deutsche fühlen. Die Nichtgläubigen fühlen sich zu 51 % als Deutsche, die Hochgläubigen dagegen nur zu 14,5 %, obwohl sie zu 89 % in Deutschland geboren sind. Anders ausgedrückt: Je häufiger junge Muslime eine Moschee besuchen, umso mehr entfremden sie sich unserer Kultur, mit dem Ergebnis, dass die, die in ihrer Religion tief verankert sind, mit uns überwiegend nichts am Hut haben.

Das zeigt sich auch bei den Fragen, die wir stellen, z. B.: Sollte man in seiner Region unter sich bleiben? Das befürworten die gläubigen Jugendlichen umso mehr, je stärker sie im Islam verankert sind. Das heißt, es ist wirklich die Religiosität, die sie veranlasst, sich zu isolieren und zurückzuziehen. Woher kommt das? Es kommt daher, dass wir in den Moscheen, die von den türkischstämmigen Kreisen besucht werden, überwiegend Imame haben, die predigen: Bleibe im Herzen ein Türke, und halte dich von den Ungläubigen fern.

Außerdem predigen sie die Machokultur. Woher weiß ich das? Schließlich haben wir in den Moscheen nicht geforscht. Ich habe einen Kollegen, Prof. Dr. Rauf Ceylan, Islamwissenschaftler an der Universität Osnabrück. Ihm ist gerade von Frau Schavan die Ehre zuteil geworden, in Zukunft in Deutschland die Imame ausbilden zu dürfen. Er ist durch die Moscheen in Deutschland gereist, hat Predigten zugehört und anschließend mit den Imamen Interviews geführt. Darüber hat er ein höchst lesenswertes Buch mit dem Titel „Die Prediger des Islam“ geschrieben. Darin beschreibt er, dass die Mehrheit der von der DITIB – also von staatlicher türkischer Seite aus – finanzierten Imame nur Gastarbeiter in Deutschland sind. Sie kommen für drei oder vier Jahre, sprechen kein Wort Deutsch, haben mit unserer Kultur nichts am Hut und predigen türkische Kultur, türkische Heimatkunde sowie türkischen Patriotismus, und sie erklären: Haltet euch von den Ungläubigen fern.

Es gibt andere. Solche habe ich auch erlebt. Zum Beispiel gibt es in Göttingen einen ganz tollen Imam. Er hat mich eingeladen, einen Vortrag über die türkische Machokultur in Deutschland zu halten. Dabei habe ich übrigens gelernt, dass das auf Türkisch „paşa kültür“ heißt. Ich wurde von einem aufgeklärten, Deutsch sprechenden und in Deutschland geborenen Imam herzlich und freundlich aufgenommen, der mit beiden Beinen in unserer Kultur steht, keine Machokultur predigt und seine Jugendlichen dazu animiert, z. B. in die deutschen Fußballvereine einzutreten, statt sich in ihre Regionen zurückzuziehen. Diese Imame bilden eine Minderheit. Aber sie müssen wir stärken.

Was ist die Antwort auf all dies? Erstens. Die Integration erfolgt nicht auf staatliche Anordnung. Der Staat kann die Rahmenbedingungen schaffen, z. B. indem er die Ganztagschule einführt. Das dürfen aber keine Kinderaufbewahranstalten mit Essen aus der Suppenküche zwischendrin sein, sondern sie müssen nachmittags Sport-, Musik- und Theaterveranstaltungen für die Jugendlichen organisieren, die vormittags vielleicht in unterschiedlichen Lerngruppen Unterricht haben, aber nachmittags beim Sport gemeinsam kämpfen. Im Ausland gibt es das überall. Das gleicht die Nachteile der Migranten aus, die zu Hause doppelt so oft wie Deutsche vor dem Fernseher hocken oder Computer spielen. Das kommt daher, weil bei ihnen bereits die Zehnjährigen dop-

pelt so oft mit solchen Geräten ausgestattet sind. Sie verplempern enorm viel Zeit mit Medienkonsum und sorgen durch diese Verhaltensweisen selbst massiv dafür, dass sie im Abseits landen. Wenn sie nachmittags in der Schule gemeinsam Rugby oder Theater oder sonst etwas spielen würden, wäre mir wohler. Punktuell gibt es das auch schon, aber es ist viel zu wenig.

Der Staat kann also etwas machen. Aber dazu muss er richtig viel Geld in die Hand nehmen und die Nachmittage der Jungen retten. Wir hatten in Deutschland 152.000 weibliche, aber nur noch 119.000 männliche Abiturienten. In den letzten Jahren betrug der Unterschied 30.000, 32.000 und 34.000. Warum ist das so? Die Jungen versinken immer mehr hinter Computerspielen und vor dem Fernseher; bei den Mädchen sind es deutlich weniger. Das ändern wir nicht über Verbote; sondern wir retten die Situation nur, indem wir bei den Kindern die Leidenschaft wecken, die Nachmittage mit sinnvollen Freizeitaktivitäten zu verbringen. Gerade bei den Migranten ist das am wenigstens anzutreffen. Die hängen irgendwo herum, oder sie hocken hinter ihren Kisten.

Das zu ändern kostet staatliches Geld. Aber ohne die Bürger geht es nicht, wie meine Beispiele gezeigt haben. Gegen die Bürger funktioniert die Integration überhaupt nicht. Da müssen wir ansetzen.

Was ist mit dem Islam? Wir brauchen Religionslehrer, die in Deutschland aufgewachsen sind und hier ihre Ausbildung zum Imam gemacht haben. Aber das allein reicht nicht. Wir müssen sie dann auch als Religionslehrer einstellen, damit sie halbtags in irgendeinem Gymnasium Islamkunde lehren. Nachmittags muss der Imam in einer Moschee sein; er muss sich schließlich auch finanzieren. Gegenwärtig werden die Imame von der Türkei finanziert. Das wollen wir gerade ändern. Wenn wir das aber ändern wollen, müssen wir sie selbst als Religionslehrer beschäftigen. Das ist meine integrationspolitische Perspektive. Ohne Geld läuft das nicht, aber ohne die Bürger auch nicht.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Herzlichen Dank, Herr Prof. Pfeiffer. – Ich gehe davon aus, der Vortrag bietet Anlass für viele Nachfragen. – Als Erster hat Herr Nogueira das Wort.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Herr Prof. Pfeiffer, Sie sind immer zwischen Türken, Libanesen und Muslimen hin und hergesprungen. Mir ist aufgefallen – das fällt mir übrigens auch in der Debatte auf –, dass oft undifferenziert von Muslimen gesprochen wird. Sie haben das nachgeholt und noch einmal sehr gut differenziert.

In welchem Kontext ergibt es überhaupt einen Sinn, von einer Religionszugehörigkeit zu sprechen? Das ist eigentlich nur bei denen sinnvoll – Sie haben das im Grunde gesagt –, die tatsächlich religiös sind. Meinen Sie nicht, dass man ansonsten nach der Herkunft – nach der Kultur – unterscheiden soll? Aber wenn vor allem die sozioökonomischen Verhältnisse über den Erfolg der Integration von migrantischen Jugendlichen in unsere Gesellschaft entscheiden, stellt sich auch die Frage, inwiefern die Kultur überhaupt einen Einfluss hat. Dieser ist nur marginal. In Bezug auf die Machokultur und die Gewaltdelikte ist das vielleicht ein Faktor, aber nur einer unter vielen. Können Sie noch einmal erläutern, welche Begriffsbestimmung Sie vorschlagen?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Das Problem ist: Wir beobachten, dass die muslimischen Jugendlichen dort, wo sie sozial extrem randständig und nicht über die Bildung integriert sind,

regelrecht in die Religion flüchten. Sie ziehen sich in ihre Moscheegemeinde als Heimat zurück; denn irgendwo wollen sie Anerkennung finden, sich zugehörig fühlen und zu Hause sein.

In Hannover als dem krassen Gegenbeispiel ist das völlig anders. Dort sind sie zu 70 % in Realschulen und Gymnasien integriert, wo sie ihre Freundschaftskontexte neu ordnen, z. B. auch von Deutschen zum Geburtstag eingeladen werden. Schon spielt die Religion als Rückzugsecke, als Versicherung der eigenen Identität nicht mehr die dominante Rolle. Es geht hier also um eine Interaktion: Je besser die sozioökonomische Integration gelungen ist, umso weniger gefährlich ist die Religion als Desintegrationsfaktor. Von daher bleibt es dabei: Die sozioökonomische Integration – die Bildungsintegration vor allem – ist das, woran wir basteln können, wobei der Staat mehr tun kann.

Das Problem können wir indirekt beeinflussen, indem wir die Imamausbildung so organisieren, wie ich es beschrieben habe und wozu Frau Schavan jetzt Gott sei Dank einen finanziellen Beitrag leistet. Wir haben jetzt in Tübingen, Osnabrück und Münster Schwerpunktzentren für die Ausbildung von Religionslehrern und Imamen in Deutschland geschaffen. Wenn wir dann auch noch eine Finanzierungsbasis über die Anstellung als Religionslehrer schaffen, ist mir nicht bange, dass sich die desintegrative Wirkung des Islams nicht abbaut.

Der Islam selbst ist nicht mein Problem. In der heutigen Ausgabe der „Frankfurter Rundschau“ steht der wunderschöne Artikel eines amerikanischen Islamwissenschaftlers über Menschenrechte und Islam. Als Kenner der Materie zeigt der Islamwissenschaftler auf, dass sich aus den Suren sehr wohl die Gleichrangigkeit von Männern und Frauen ableiten lässt und dass die Unduldsamkeit allen anderen Religionen gegenüber – alle anderen sind ungläubig und minderwertig – auch nicht zwingend mit dem Islam verbunden ist. Das kann man dort nachlesen.

Aber dieser mit unserem Grundgesetz wunderbar vereinbare Islam muss erst einmal gepredigt werden. Den gibt es zwar, aber nur eine Minderheit der Imame predigt ihn. Die Salafisten predigen offen eine feindliche Einstellung Deutschland gegenüber und die Hinwendung zu al-Qaida. Sie predigen auch bei uns in Deutschland. All das kann man dem Buch von Dr. Rauf Ceylan entnehmen. Wir müssen also Folgendes parallel unternehmen: Die Bildungs- und die soziale Integration müssen verstärkt werden, und wir müssen mit unseren Möglichkeiten schrittweise dazu beitragen, dass sich der Islam weniger integrationsfeindlich gebärdet, als er es gegenwärtig tut.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Herr Prof. Pfeiffer, erst einmal herzlichen Dank für die letzte Differenzierung, was den Islam betrifft. Sie haben quasi eine Frage vorweg beantwortet. Ich glaube nämlich, es ist wichtig, dass auch in Deutschland klar wird, dass es nicht einen einzigen Islam gibt, sondern dass verschiedene Formen des Islams existieren, darunter auch mit dem Grundgesetz vereinbare. Je mehr das kommuniziert wird, desto stärker wird, glaube ich, der Druck auf die Akteure, auch einmal die anderen Formen des Islams nach außen hin darzustellen.

Meine erste Frage geht aber in eine andere Richtung. Sie haben über die Religion unter Hinweis auf die Verbindung von Religiosität und hoher Gewaltbereitschaft gesprochen. Gibt es noch einmal eine Differenzierung dahin gehend, ob bei Personen, die sich als religiös bezeichnen, auch ein gewisser Bildungshintergrund vorhanden ist? Handelt es sich um die traditionelle Religiosität, die man von zu Hause erfährt – die Machorollen, die man dort vermittelt bekommt –, oder ist diese Religiosität mit Bildung und einem

größeren Maß an kulturellem Hintergrund verbunden? Für mich wäre es wichtig, zu erfahren, ob es da eine Differenzierung gibt.

Zweitens. Die Moscheen haben sich in der Vergangenheit, in den Siebziger- und Achtzigerjahren, oft mit dem Argument einen gewissen integrationspolitischen Beitrag auf die Fahne geschrieben, dass sie die Jugendlichen von der Straße holen würden. Wenn sie sich nicht nachmittags um die Jugendlichen gekümmert hätten, wären viele von ihnen in den Siebziger- und Achtzigerjahren erst recht auf der Straße gelandet, und die Kriminalitätsrate wäre hoch gewesen. Sie hätten dadurch, dass sie Freizeitangebote gemacht hätten, die es bei den deutschen Institutionen nicht gegeben habe, quasi der Integration einen großen Vorschub geleistet. Das war ein häufig verwendetes Argument, mit dem junge Leute speziell in den Achtziger- und auch Anfang der Neunzigerjahre in die Moscheen gelockt wurden.

Haben Sie Zahlen dazu, ob dieses Argument zutrifft, man also damit wirklich Erfolg hatte? Wie sieht Ihrer Meinung nach die Rolle der Moscheen in der Integrationspolitik aktuell aus?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Erstens – damit es wirklich klar wird –: Nicht nur der Islam ist nicht klar definierbar, auch der christliche Glaube ist nicht eindeutig definierbar. Wo wird am meisten geprügelt? Nicht bei Muslimen, wie wir zu Beginn unserer Forschung glaubten. Nein, am meisten wird bei den Freikirchlern geprügelt. Das haben wir erst durch Zufall entdeckt bzw. dann, als wir die Möglichkeit hatten, die Daten in Bezug auf die freikirchlich Evangelischen gesondert auszuwerten. Wir sind fast vom Hocker gefallen, als wir feststellen mussten, dass bei ihnen wirklich gilt: Je gläubiger die Familien sind, umso mehr werden die Kinder geschlagen; und umso geringer ist der Anteil der gewaltfrei Erzogenen.

Den geringsten Anteil von gewaltfrei Erzogenen haben wir bei hochgläubigen Freikirchlern gemessen – „Evangelikale“ nennt man sie auch ganz gern –, die Deutsche sind. Nur 27 % von ihnen schlagen ihre Kinder überhaupt nicht. Bei den strenggläubigen Muslimen gilt leider auch: Je religiöser sie sind, umso mehr wird geschlagen. Aber immerhin 35 % bleiben völlig von Ohrfeigen verschont – wenn man das Austeilen von Ohrfeigen als die Untergrenze beim Schlagen ansetzt. Die deutschen Freikirchler sind also noch schlimmer als die Muslime. Um wen es sich innerhalb dieser Gruppen handelt, ob es nun die Baptisten, die Methodisten, die Adventisten oder die Brüdergemeinden sind, konnten wir aus Datenschutzgründen nicht genau erfassen.

Ich erwähne das, damit nicht der falsche Eindruck entsteht, wir hätten etwas gegen Muslime. Ich habe als erster Justizminister in Deutschland eine gläubige Muslima zur Richterin gemacht. Ich habe im Jahr 2001 in Hannover in diesem Zusammenhang die größte Pressekonferenz meines Lebens gegeben. Ich habe auch eine Griechin und eine Philippinin ernannt; denn ich habe mich einfach geärgert, dass kluge Juristen bei uns nicht als Richter und Staatsanwälte beschäftigt werden. Das habe ich abgestellt und habe, natürlich unter Beachtung aller Mindestbedingungen, die auch für Deutsche gelten, nach geeigneten Personen gesucht, und dann haben wir ganz tolle Migranten gefunden, die Richter und Staatsanwälte werden konnten.

Zurück zu Ihren Fragen. Ja, wir stellen fest, dass man auch hier keine einheitlichen Aussagen treffen kann. Ein Beispiel: Ich durfte über meine Erkenntnisse zu muslimischer Religion und Gewaltorientierung in Hannover einen Vortrag halten. Wie Sie sich vorstellen können, gab es eine lebhaftige Debatte, vor allem als ich am Ende sagte, um es auf den

Punkt zu bringen, in den meisten Moscheen werde der Islam als eine Machoreligion verkauft, was nicht zwingend notwendig wäre. Aber es wird so gemacht. Bei einigen Männern gab es heftigen Widerstand.

Nach zweieinhalb Stunden geht die Veranstaltung mit einem Gebet der muslimischen Männer im Hauptraum, wunderschön mit Teppichen geschmückt, zu Ende. Ich verlasse den Raum und suche meine Schuhe. Was finde ich im Schuhraum? Neben den Schuhregalen und den Regalen für die Mineralwasserflaschen sehe ich drei Frauen, die eine kahle Wand anbeten. Am liebsten wäre ich zurückgegangen und hätte den Männern, die unter sich waren und gemeinsam mit dem Imam beteten, gesagt: Wir haben gerade über die Diskriminierung von Frauen geredet. Ihr lebt das den Jugendlichen vor, indem ihr die Frauen in den Schuhraum schickt, während die Männer im Hauptraum bleiben dürfen.

Was für ein Blödsinn. Aber ich sage nicht, dass das nur im Islam vorkommt. Auch in anderen Religionen werden die Frauen benachteiligt. Nur, das ist gelebte Desintegration, das ist gelebte Unterdrückung von Frauen. Wenn die Jugendlichen das vorgeführt bekommen, wirkt es sich nicht positiv auf sie aus. Das stärkt sie in ihrem Machoselbstbewusstsein. Der Anfang besteht also darin, die Gleichrangigkeit von Frauen herzustellen, auch durch architektonische Veränderungen. Ich kenne keine einzige Moschee in Deutschland, in der Frauen und Männer gleichrangig behandelt werden. Selbst in der neu gebauten Moschee in Köln ist keine wirkliche Gleichrangigkeit hergestellt; denn der Imam steht immer nur bei den Männern. Es gibt also noch viel zu tun.

Wenn es darum geht, dass die Jugendlichen von der Straße geholt worden sind: Das ist eine ziemliche Illusion. Wir haben die Jugendlichen gefragt, womit sie ihre Freizeit verbringen. Dass sie sich unter der Woche primär in der Moscheegemeinde aufhalten, ist nicht wahr. Am Freitag, wenn das Gebet für die Männer veranstaltet wird, gehen sie pflichtgemäß dorthin. Aber eine sozial integrative Funktion der Imame hat Rauf Ceylan nur in Ausnahmefällen feststellen können, d. h. nur bei denen, die in Deutschland zu Hause sind. „Sozial integrativ“ heißt nicht, dass man unter sich bleibt, sondern dass man eine Mischung organisiert. Aber genau das findet nicht statt. Dass die Jugendlichen auf diese Weise von der Straße geholt werden, ist also eher als problematisch zu bewerten, wenn es einen Rückzug in die eigene Ethnie zur Folge hat und die Integration behindert.

Es ist sehr viel Bewegung erkennbar. Ich bin von Frau Kaddor, einer führende Muslima in Deutschland, die gerade einen Verband der liberalen Islamgläubigen in Deutschland gegründet hat, eingeladen worden. Das ist vorbildlich, ganz toll; eine starke Frau. Ich habe von ihr ein Buch über den Islam gelesen. Sie überzeugt mich sehr. Es ist für mich vorbildlich, dass es im Islam Gruppierungen gibt, die sich aufmachen, um mit beiden Beinen in unserer Gesellschaft zu landen und einen eigenständigen deutschen Islam zu kreieren. Warten wir ab, ob das von der inneren Dynamik her so läuft. Wir können es zwar ein bisschen unterstützen, aber nicht erzwingen.

Abg. **Jürgen Banzer**: Ich habe eine „Henne oder Ei“-Frage: Gehen die Menschen in die Moschee, weil sie mit dieser Gesellschaft nichts anfangen können? Gehen sie also schon desintegriert dorthin und bekommen dort nur noch die Bestätigung? Oder ist es umgekehrt so, dass die intensive Beschäftigung mit der Religion und die Auseinandersetzung mit den Imamen eine desintegrative Wirkung haben? Oder liegt die Wahrheit wieder in der Mitte?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Beides. Nach den Analysen, die wir vorgenommen haben, besteht eindeutig eine Wechselwirkung. Wir haben leider nur eine Querschnittsanalyse gemacht. Wir sind also nicht an den Menschen drangeblieben. Das machen wir gerade. Wir stecken gerade in einem Forschungsprojekt, bei dem wir an 1.000 Berliner Kindern sozusagen dranbleiben. Es sind auch viele türkischstämmige Kinder dabei, Wir begleiten sie bis zum Alter von 16 Jahren. Dann können wir Ursache und Wirkung eindeutig identifizieren. Vorläufig sind wir auf die Interpretation von Querschnittsdaten angewiesen. Aber unsere Pfadanalysen zeigen deutlich, dass es, wie Sie schon vermutet haben, eine Wechselwirkung gibt.

Die Shell-Studie hat gerade nachgewiesen, dass sich seit dem 11. September 2001 die Religiosität bei den jungen Muslimen in Deutschland erhöht hat. Das ist auch entstanden, weil wir seitdem den Muslimen gegenüber ein massives Misstrauen hegen. Sie ziehen sich auch aufgrund von Erfahrungen mit Ablehnung zurück. Wir stellen z. B. fest, dass die von Frau Schröder ins Spiel gebrachte Deutschlandfeindlichkeit der Muslime – die wir ebenfalls erforscht haben – bei denjenigen am höchsten ist, die Erfahrungen mit Diskriminierung und eine geringe Bildung haben. Sie ist am niedrigsten bei denen, die gut integriert sind und keine Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht haben. Der Rückzug der jungen Muslime ist also auch als Reaktion auf das zu interpretieren, was ihnen in Deutschland widerfährt.

Ich will Ihnen ein Beispiel für die Ablehnung nennen: Wir haben alle 45.000 Schüler gefragt: Stell dir vor, du bekommst einen neuen Nachbarn. Wen hättest du am liebsten? Natürlich wollen alle ihresgleichen zum Nachbarn haben: die Deutschen einen Deutschen, die Türken einen Türken. Aber wenn das nicht geht, wollen die Deutschen einen Schweden; am wenigsten wäre ihnen ein Türke recht. Die Türken wollen am liebsten einen Deutschen; am wenigsten wollen sie einen jüdischen Mitbürger als Nachbarn. Die Ablehnung eines jüdischen Mitbürgers erklärt sich schnell; das hat, so denken wir, etwas mit den gegenwärtigen arabisch-israelischen Konflikten zu tun.

Dann wird es aber ganz spannend: Wenn die Deutschen einen Türken in ihrem Freundeskreis haben, haben sie auf einmal gar nichts mehr gegen die Türken als Nachbarn. Das heißt, das sind alles Vorurteile. Die größte Ablehnung von Türken als Nachbarn finden wir in den neuen Bundesländern, deren Einwohner die Türken überhaupt nicht kennen. Daran sieht man, dass das Ganze massiv etwas mit Vorurteilen zu tun hat. Die durchbricht man nur, wenn man die Menschen miteinander in Kontakt bringt: Ein Freund, und alles ändert sich. Auf einmal sind 50 % der Deutschen gern bereit, einen türkischen Nachbarn zu akzeptieren. Nur 17 % lehnen das ab.

Wir kommen zu folgendem Ergebnis. Die gegenseitigen Vorurteile spielen eine große Rolle. Gefördert werden sie durch den Rückzug in die eigene Ethnie. Wenn es dann noch einen gibt, der überhaupt keinen Kontakt mit Deutschen hat, nur Türkisch oder Arabisch spricht und den Jugendlichen sagt: „Haltet euch von den Ungläubigen fern“, kann man davon sprechen, dass die Moschee eine schon bestehende Enttäuschungsreaktion auf die deutsche Ablehnung verstärkt.

Abg. **Ismail Tipi**: Herr Prof. Dr. Pfeiffer, vielen herzlichen Dank für Ihre interessanten Ausführungen. Ich habe drei kurze Fragen.

Erste Frage. Wir haben von Ihnen gerade noch einmal gelernt, die Integration trägt dazu bei, dass die Kriminalitätsrate bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund sinkt.

Daher meine Frage: Welche Maßnahmen müssen der Staat und die Politiker verstärken, damit dies gelingt?

Zweite Frage. Sie haben gesagt, Sie hätten in den Moscheen wissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt. Mich interessiert, welche Moscheen das waren: Waren das die DITIB-Moscheen, oder waren das Moscheen mit sektenähnlichen Strukturen, die auch von den Behörden des Bundes- und des Landesverfassungsschutzes beobachtet werden?

Meine dritte – und eigentliche – Frage gilt aber der Imamausbildung. Wir verlangen heute, dass die Imame in Deutschland an deutschen Universitäten ausgebildet werden und dass sie später, wenn sie hier arbeiten, die deutsche Sprache verwenden. Wo, d. h. in welchen Moscheen, sollen aber diese Imame arbeiten, die in Deutschland ausgebildet werden? Werden die in den DITIB-Moscheen arbeiten oder in Moscheen, die, wie gesagt, sektenähnliche Strukturen aufweisen und unter der Beobachtung des Verfassungsschutzes stehen? Oder werden die Moscheen demnächst in deutscher Hand sein und mit deutschen Geldern gebaut werden, damit die in Deutschland ausgebildeten Imame auch in uns nahestehenden Moscheen arbeiten? Irgendwo müssen diese Menschen schließlich arbeiten. Das heißt: Wird der Bau von Moscheen jetzt in deutsche Hand übergehen?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Erstens. Was kann der Staat machen? Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wir haben gerade in zehn Bundesländern 20.000 Polizeibeamte daraufhin befragt, ob sie Opfer von Gewalt geworden seien. Bei der Gelegenheit haben wir die Migrantquote ermittelt. Sie beträgt lächerliche 2,5 %, obwohl doch jedem klar ist, dass, wenn es einen deutsch-türkischen Konflikt gibt, eine deutsch-türkische Streifenwagenbesatzung viel größere Chancen hat, diesen Konflikt vernünftig zu regeln, als eine rein deutsche. Einer der beiden Polizeibeamten kann nämlich mit einem der Konfliktpartner in der Herkunftssprache umgehen, steht ihm also kulturell nahe. Er kann ihn ganz anders ansprechen und so besser sein Vertrauen gewinnen. In jedem Einwanderungsland weiß man, dass die Integration auch über die Signale läuft, die durch die Zusammensetzung der Lehrerschaft und der Polizei gegeben werden. Das sind zwei Menschengruppen, die für alle wichtig sind. Weniger als 2 % der Lehrer sind Migranten; bei den Polizisten sind es 2,5 %. Bei Richtern und Staatsanwälten liegt der Anteil sogar unter 0,5 %.

Hier kann der Staat also mehr machen. Sagen Sie mir nicht, es gebe keine Migranten, die diese Qualifikationskriterien erfüllen. In Niedersachsen stimmte das nicht, wie ich durch das eben genannte Beispiel gelernt habe. Es waren die deutschen Vorurteile, die eine Rolle gespielt haben. Wenn die Personalabteilungen entsprechend geimpft werden, nach dem Motto: „Schaut gezielt nach begabten, gut ausgebildeten Muslimen“, werden sie auch gefunden, und zwar in einem viel größeren Umfang, als es derzeit der Fall ist.

Zweitens. Jetzt wiederhole ich mich: Der Staat muss die Integration über die Schulen fördern. Als ein wunderbares Beispiel nehme ich mein Bundesland Niedersachsen mit seinem von mir überaus geschätzten neuen Kultusminister, der gerade angekündigt hat, dass er Haupt- und Realschulen zusammenlegen wird. Dann kommen aber die Vertreter der Realschullehrerverbände und sagen: Um Gottes willen, die türkischen Rabauken aus der Hauptschule können wir überhaupt nicht gebrauchen; die machen unsere schöne Schule kaputt. – Wir sagen dagegen: Nein, das ist alles Quatsch; im Alter von elf Jahren sind die Türken noch keine Rabauken. Das werden sie aber sein, wenn ihr sie in

der Hauptschule zusammensperrt und diese zu einer Restschule mit hoch belasteten Jugendlichen wird. Wenn ihr sie aber in eine Oberschule integriert, wie es bei uns in Niedersachsen jetzt von der CDU angestrebt wird, läuft es garantiert vernünftig.

Mithilfe der Schulreform sozusagen eine Reform der Integration durchzuführen ist ein Punkt. Die Schaffung von Ganztagschulen ist der entscheidende, wichtigere Punkt. Dadurch wird gewährleistet, dass die Jugendlichen, egal was sie vormittags schulisch machen, nachmittags in einem Schulzentrum mit allen Schultypen beim Rugby, beim Fußball oder beim Volleyball gemeinsam kämpfen und in Berührung miteinander kommen. Ein Freund, der Migrant ist, und schon ist die gesamte Einstellung eines Deutschen den Migranten gegenüber eine andere. Das können wir nachweisen. Die Vernetzungen können wir organisieren.

Der letzte Punkt betrifft die Imamausbildung. Da haben Sie mich missverstanden. Nicht wir haben geforscht, sondern Rauf Ceylan hat in den Moscheen geforscht. Er zeigt sich zunächst einmal skeptisch und sagt, gegenwärtig seien die Gemeinden gar nicht in der Lage, die neu ausgebildeten Imame zu beschäftigen. Die Moscheen bauen sie selbst – vielleicht mit staatlicher Förderung. Aber wir müssen die finanzielle Brücke herstellen, damit sie diese gut ausgebildeten, integrationswilligen Imame überhaupt beschäftigen. Das geht eben nur mit dem Trick, dass sie zum Teil als Lehrer arbeiten und sich dadurch die Kosten reduzieren. Sie sind also zum Teil Religionslehrer an Schulen und zum Teil als Imame tätig.

Niedersachsen führt gerade als erstes Bundesland flächendeckend islamischen Religionsunterricht an den Schulen aller Schultypen ein. Wenn das umgesetzt ist, haben wir die organisatorischen Voraussetzungen dafür, dass die Gemeinden, die gegenwärtig noch Gastarbeiter aus der Türkei beschäftigen, lieber einen nehmen, der einer von ihnen ist: der hier geboren ist, mit ihren sozialen Konflikten vertraut ist, sich in Deutschland auskennt und ein Helfer der Integration ist. Die Mehrheit ist vernünftig. Wenn ich in Moscheen mit den Leuten diskutiere, erlebe ich immer wieder, dass die Mehrheit nicht vor Wut auf mich losgeht. Nur eine Minderheit regt sich wahnsinnig auf. Die Mehrheit begreift, dass ich nach gangbaren Wegen für eine Integration suche und sie nicht ausgrenzen möchte. Dann läuft das auch. Ich bin Optimist und glaube, dass es uns gelingt, wenn wir diesen Weg konsequent weitergehen.

Abg. **Ismail Tipi**: In den nächsten Jahren werden wahrscheinlich wirklich einige Imame an deutschen Universitäten ausgebildet werden. Das kostet auch eine Menge Geld. Aber es wird den Menschen wahrscheinlich nicht genügen, wenn wir sie in irgendwelchen Schulen als Religionslehrer beschäftigen. Die möchten auch in einer Moschee arbeiten.

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Natürlich, und die Moscheen werden sie mit Begeisterung nehmen, weil sie besser sind.

Abg. **Ismail Tipi**: Welche Moscheen?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Schauen Sie sich doch den Bildungsstand der gegenwärtigen Imame an. Das sind überwiegend Leute ohne akademische Ausbildung. Die haben in Deutschland von Tuten und Blasen keine Ahnung. Die helfen den Gemeinden über-

haupt nicht. Die Gemeinden würden liebend gern auf ihre von der Türkei bezahlten DITIB-Funktionäre verzichten und dafür in Deutschland ausgebildete Imame nehmen, wenn das Geld – wenigstens teilweise – vom Staat käme. Ich vertraue darauf, dass das, was unser Innenminister Schönemann und unser Bildungsminister Althusmann in Bezug auf die Religionslehrer propagieren, richtig ist.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann**: Herr Dr. Pfeiffer, ich kann das meiste mittragen. An zwei Punkten bin ich aber etwas verwirrt. Sie legen immer Wert darauf, zu sagen, „die“ Muslime gibt es nicht. Aber in der ersten Zeile der Zusammenfassung – also an einer wichtigen Stelle – heißt es doch wieder, junge Muslime seien am häufigsten Mehrfach-täter. Das wird in der Öffentlichkeit immer aufgegriffen. – Das ist der eine Punkt.

Der andere Punkt ist: In Ihrem Eingangsstatement haben Sie ausgeführt, die Polizeiliche Kriminalstatistik taue nicht für diese Zwecke. Auch mit der Verurteiltenstatistik gebe es Probleme. Meine Frage ist: Sie beziehen sich auf Ihre eigene Untersuchung: Sind das irgendwelche Selbstbezeichnungen oder Auskünfte der Befragten, dass sie bestimmte Delikte begangen haben? Wie valide ist das?

Abg. **Kordula Schulz-Asche**: Ich habe nur eine kleine Nachfrage. Wir haben schon über den Zusammenhang von sozialer Schicht, Religiosität und Suche nach Anerkennung gesprochen: Können Sie aus Ihren Untersuchungen die Herkunft, z. B. aus der Türkei, herleiten? Schließlich gibt es auch in der Türkei erhebliche Unterschiede zwischen den Regionen, was die Traditionalität angeht. Zwischen Kurdistan und Istanbul liegen Welten. Können Sie darüber Auskunft geben?

Herr **Di Benedetto**: Wenn man über die Probleme von ausländischen Jugendlichen spricht, fokussiert sich die Diskussion immer auf muslimische Jugendliche. Es entsteht leicht der Eindruck, dass nur muslimische Jugendliche Probleme haben bzw. Probleme bereiten. Wenn ich mir z. B. den Bildungserfolg der italienischen Kinder anschau, muss ich feststellen, dass er unter dem durchschnittlichen Niveau liegt. Daher denke ich, es ist nicht richtig, wenn man sich nur auf muslimische Jugendliche fokussiert. Wieso wird in der öffentlichen Diskussion, aber auch in den Studien überhaupt kein Bezug auf die restlichen Jugendlichen genommen, die im Grunde genommen die gleichen Probleme haben? Wenn Sie sagen, dass der Bildungserfolg mehr als determinant für eine gelungene Integration ist, muss ich darauf hinweisen, dass das auch für die nicht muslimischen Kinder zutrifft. Wieso geht das in der öffentlichen Diskussion immer unter?

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Sie haben die Rolle der Moscheen ganz gut beschrieben. Nun gibt es Moscheen nicht erst seit gestern, sondern schon seit vorgestern. Das ist eine lange Entwicklung. Meinen Sie nicht, dass ein Grund für den desintegrativen Effekt, den die Prediger in den Moscheen haben können, auch daran liegt, dass man sich mit diesem Thema praktisch jahrelang nicht auseinandergesetzt hat und dass jetzt alles nachgeholt werden muss? Das ist der erste Punkt, den ich betonen will. Wenn eine türkische Religionsbehörde die größte Vereinigung in Deutschland ist, braucht man sich nicht zu wundern, dass sich die Migranten alle noch als Türken fühlen.

Andererseits muss man sagen, dass bestimmte Gruppen, die ständig unter Beobachtung stehen oder sogar verdächtig werden, z. B. Milli Görüş, es auch schwer haben, sich zu integrieren und die hiesigen Werte zu akzeptieren. Aber Herr Schiffauer hat ge-

rade in einer ethnologischen Studie zu dieser Gemeinschaft aufgezeigt, dass es auch dort einen Wandel gibt. Was kann man also, neben der Imamausbildung, machen, um nicht nur in der DITIB, sondern auch in anderen Gruppen diese Wandlungstendenzen in eine progressive Richtung zu fördern?

Ich will darauf hinweisen, dass wir auch über die soziokulturellen Bedingungen von Integration reden, nicht nur über die religiösen. Vielleicht können Sie noch einmal in einem Satz deutlich machen, was wir machen müssen. Ist der Bildungserfolg am wichtigsten? Wann muss man anfangen, z. B. schon im Kindergarten? Wir haben in der Enquetekommission schon einmal in einer separaten Sitzung darüber diskutiert. Vielleicht können Sie aus Ihrer Sicht noch etwas dazu sagen.

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Ich beginne mit der Frage von Herrn Prof. Heckmann und werde kurz erläutern, wie wir unsere Daten erheben: Wir gehen in eine Schulklasse, die entsprechend der Zielsetzung der Repräsentativität per Computer ausgesucht worden ist. Der Lehrer hat erst einmal nichts zu melden. Er sitzt in der Ecke und darf keinem Schüler über die Schulter gucken. Er hat nur dafür zu sorgen, dass einigermaßen Ruhe und Ordnung herrschen. Dann wird den Jugendlichen erklärt, dass sie jetzt einen Fragebogen bekommen und dass es ungefähr zwei Schulstunden dauert, ihn auszufüllen.

Wir haben unsere kleinen Lügenkontrollen, was die Schüler aber nicht wissen. Ich nenne Ihnen ein Beispiel, das wir jetzt nicht mehr verwenden, weil es verbraucht ist: Wir erkundigen uns nach dem Drogenkonsum, indem wir fragen: Wie oft hast du im letzten Monat Heroin, Haschisch, Ecstasy, Traut usw. genommen? Traut existiert gar nicht. Aber es gibt immer männliche Jugendliche, die erklären, sie hätten in der vorangegangenen Woche dreimal Traut genommen. Das sind kleine Angeber; die wollen überall dabei sein.

Wir nehmen in einer Klasse den Jugendlichen, der der Tür am nächsten sitzt, und denjenigen, der am weitesten davon entfernt sitzt. Dann ziehen wir eine Linie, und die fünf Jugendlichen, die auf dieser vorgestellten Linie sitzen, bekommen die Nummern eins, zwei, drei, vier und fünf. Wir erbitten vom Lehrer die Schulnoten dieser fünf Jugendlichen in Deutsch, Englisch usw. – wobei wir keine Namen wissen wollen. So bekommen die Fragebögen einen Namen – eins, zwei, drei, vier, fünf –, ohne dass die Schüler es merken, und wir haben die Kontrolle, ob sie lügen oder nicht. Wir wissen, die Lügenquote liegt bei den Jungen zwischen 1 und 1,5 %, bei den Mädchen zwischen 0 und 0,5 %.

Das Spannende ist: Wir fragen die Jugendlichen, warum sie das so ernsthaft ausfüllen. Sie sagen, das seien wirklich wichtige Fragen. Wir fragen sie nämlich ziemlich am Anfang, ob sich die Eltern prügeln. Daran merken sie, es geht ans Eingemachte. Wir fragen sie, ob sie als Kinder geschlagen worden sind. Das heißt, wir erkundigen uns nach Sachen, die wirklich wichtig sind. Sie merken, es ist sinnvoll, mitzumachen. Dann steigen sie ein. Diejenigen, die schwindeln, schmeißen wir natürlich wieder hinaus. Aber die Quote ist Gott sei Dank sehr niedrig. Zur Kontrolle besuchen wir dieselben Schulklassen vier Wochen später noch einmal – dann, wenn man seine Lügen vergessen hat, die Wahrheit aber immer noch weiß. Wir lassen sie den Fragebogen noch einmal ausfüllen und testen die Validität. Wir sehen, dass es funktioniert.

(Sachv. Prof. Dr. Friedrich Heckmann: Die Ladendiebstähle usw., das wird alles zugegeben?)

- Alles. Aber es ist anonym, und die Fragebögen können angstfrei ausgefüllt werden. Niemand schaut einem über die Schulter, alle sind emsig dabei. Es zeigen sich riesen-große Unterschiede. Die türkischen Jugendlichen erzählen uns selbst - früher waren es 34 %, jetzt sind es nur noch 24 % - , sie hätten gesehen, wie der Vater die Mutter prügelt. Das würden die doch nicht erfinden; schließlich belasten sie damit die eigene Ethnie. Aber sie teilen es uns mit. Wir erkennen Trends, die sich mit dem decken, was wir generell wahrnehmen. Wir sind also sehr überzeugt, dass die Methode funktioniert. Alle Kontrollmechanismen bestätigen uns.

Von daher ist unsere Datenerhebung der Polizeilichen Kriminalstatistik eindeutig überlegen. Jeder Polizist weiß das auch. Das kann nicht anders sein. Wir verzeichnen viel höhere Kriminalitätsraten; denn wir erfassen auch das Dunkelfeld. Aufgrund von Längsschnittbeobachtungen können wir erkennen, dass die Jugendgewalt entgegen der öffentlichen Wahrnehmung primär nicht mehr zunimmt. Es gibt nur noch Teilbereiche, in denen sie steigt, nämlich da, wo es drunter und drüber geht. Aber generell haben wir einen guten Trend.

Allerdings ist die Anzeigebereitschaft drastisch gestiegen. Warum? Die Polizei schickt heute ihre sympathischen Beamten - dafür werden immer die nettesten und kommunikationsfähigsten ausgesucht - in die Schulen, die den Schülern dann, was sie vor zehn Jahren nicht durften, erzählen: Wenn euch etwas passiert, erstattet Anzeige, damit wir euch helfen können. Es privat zu regeln bringt nichts. - In Hannover z. B. ist, weil die Polizei tätig geworden ist, die Anzeigequote bei Raub innerhalb von acht Jahren von 37 auf 63 % gestiegen. Es erhöht die Abschreckungswirkung des Strafrechts enorm, wenn die Räuber wissen, dass fast zwei Drittel erwischt werden und richtig Ärger bekommen. Wir haben da also eine tolle Polizei. Sie hat massiv dazu beigetragen, dass die Anzeigequoten steigen. Aber dann dürfen wir uns nicht wundern, dass die Zahl der polizeilich registrierten Fälle zugenommen hat. Für die letzten zwei Jahre zeigen die Daten aber auch bundesweit einen Rückgang der Jugendgewalt.

Frau Schulz-Asche, es ist so: Wir differenzieren nach der Herkunft - bis zu den Kurden - und haben auch da Effekte messen können. Bei den jugoslawischen Migranten differenzieren wir nach solchen, die einen islamischen Hintergrund haben, und solchen, die einen katholischen Hintergrund haben. Ich nenne Ihnen als Beispiel die Mehrfachtäter von Gewalt: Die katholischen Jugendlichen aus dem ehemaligen Jugoslawien stellen einen Anteil von ungefähr 7 %, die islamischen einen Anteil von ungefähr 11 %. Die katholischen Jugendlichen gehen doppelt so oft auf das Gymnasium wie die islamischen. Das entdecken wir überall.

Die Kurden sind die ganz großen Verliere; denn sie sind doppelt benachteiligt: Einerseits sind sie bei den Türken in Deutschland mehrheitlich ungeliebt, und andererseits sind sie, was ihre soziale Herkunft betrifft, aus großer Armut und Bedrängnis zu uns gekommen. Es wird dokumentiert, dass es da große Schwierigkeiten gibt. Aber auch hier finden wir ein sehr großes Potenzial an unausgeschöpften Begabungen. Das merken wir, wenn Nachhilfeaktionen laufen und die Quote derjenigen, die auf ein Gymnasium gehen, plötzlich sprunghaft ansteigt. In Hannover hat sich die Quote fast verdoppelt.

Daran sehen wir, dass wir mit unseren Migranten nicht optimal umgehen. Den Ruf nach externen Fachkräften, die die Lücken schließen können, sollte man erst dann ertönen lassen, wenn man den hier lebenden Migranten ermöglicht hat, ihr Potenzial an Intelligenz und Begabung zu verwirklichen. Das leisten wir nicht. Dabei gibt es bei den Migranten ein sehr großes Potenzial. 22 % der männlichen Migranten verlassen die deut-

schen Schulen ohne einen Abschluss. Das ist absolut skandalös. Grandioser kann man den Misserfolg der Bildungspolitik in Deutschland nicht dokumentieren.

Sie haben nach Lösungen gefragt. Ich erwähne etwas, was in Kanada wunderbar funktioniert. Kanada ist ein erfahrenes, erfolgreiches Einwanderungsland, das mit der Einwanderung Gewinne macht und nicht jammert, wie es bei uns ein Herr Sarrazin tut. Was machen die? In jedem Kindergarten wird folgende Regel angewandt: Die ersten 30 % der frei gewordenen Kindergartenplätze gehen immer an die Migranten. Die dürfen zugreifen. Sie alle wissen das. Diejenigen, die zugewandert sind und Nachwuchs im Kindergartenalter haben, erhalten Briefe. Ihnen wird mitgeteilt, dass sie als Erste einen Zugriff haben. Wenn die ersten 30% der Plätze vergeben sind, gehen die restlichen 70 % der frei werdenden Plätze an die Urkanadier. Auf diese Weise erreicht man, dass der kleine Mehmet nicht nur mit seinesgleichen, sondern auch mit Einheimischen spielt. Dann funktioniert das auch.

Aber es klappt nicht im Zentrum von Frankfurt am Main oder in Rüsselsheim, also in stark von Migranten „belasteten“ Orten. Dort wird man mithilfe dieses Prinzips nur partiell etwas ändern können. Auf dem flachen Land oder in Kleinstädten würde es wunderbar helfen. In Kanada gab es eine Einschränkung: Die katholischen Kindergärten weigerten sich, muslimische Kinder aufzunehmen. Der Staat hat sofort reagiert, indem er erklärt hat: Das könnt ihr gern machen, aber ohne unser Geld. – Prompt haben sie alle Muslime aufgenommen. Man muss also viel konsequenter sein; dann hätte man Chancen.

Herr Di Benedetto, Sie haben natürlich völlig recht. Aber Sie finden in diesem und in einem anderen Text – das sind die Forschungsberichte 107 und 109 unseres Instituts – Informationen über die Italiener aller Gruppen. Wir haben alles veröffentlicht: www.kfn.de. „kfn“ heißt so viel wie: Keiner forscht nichts. Das ist unser Institutsmotto. Dort finden Sie die beiden Forschungsberichte, die Sie sich kostenlos herunterladen können.

Dort steht alles, was ich hier dargestellt habe, auch was die Bildungsmisere der Italiener betrifft. Allerdings wird in den italienischen Familien nicht ganz so viel geprügelt wie bei den Angehörigen muslimischer Gruppierungen, und auch bei der Kriminalitätsrate schneiden sie nicht so schlecht ab. Auch die Machokultur ist nicht ganz so ausgeprägt. Also: Die Bildung ist schlecht, die soziale Integration ist besser, z. B. wenn es darum geht, zusammen mit Deutschen im Verein Fußball zu spielen. Das ist nicht mehr ganz so wie früher; da hat sich die Situation etwas verbessert. Von daher ist die Kriminalitätsrate der Italiener nicht vergleichbar.

Herr Prof. Heckmann, Sie haben kritisch darauf hingewiesen, dass ich hier von „Muslimen“ spreche. Das ist unter dem Aspekt der Vereinfachung von Botschaften unverzichtbar. Aber jeder kann nachlesen, was z. B. für die Afghanen – die sind im Vergleich zu den Türken ziemlich brav –, für die Iraner, die schulisch glänzend integriert und sozial bestens vernetzt sind, oder für die Libanesen gilt, die am schlechtesten dastehen. Wir bringen immer eine Auflösung der Sammelbezeichnungen. Deswegen meinen wir, dass das vertretbar ist.

Herr Nogueira, wie lautete Ihre Frage?

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Es ging darum, dass aus meiner Sicht vor 2001 eine Debatte über den Islam in dieser Form nicht stattgefunden hat. Wenn Sie „Muslime“ gesagt hätten, hätten Sie die Debatte nur verkompliziert. Das kam erst danach.

Wenn man sich mit den Moscheen befasst, muss man, glaube ich, die Frage stellen: Ist da nicht viel versäumt worden? Muss man nicht viel mehr machen? Muss man nicht gerade bei den Gemeinschaften – Herr Tipi hat zwischen den Moscheen differenziert –, die in manchen Bereichen Probleme mit den Grundwerten unseres Landes haben, dafür sorgen, dass sie als Organisation möglichst gut integriert werden?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Es gab noch nie so viele Kopftuch tragende Mädchen wie heute. Dieser Rückzug in die Religion hat seit dem 11. September 2001 spürbar zugenommen. Er hat auch damit etwas zu tun, dass wir die Muslime seitdem weit von uns weggeschoben haben. Mit Muslimen, die im Namen Allahs Bomben schmeißen, will man nichts zu tun haben. Der Rückzug in die Religion war also durch die Reaktionen beider Seiten bedingt. Wir müssen etwas tun, damit sich das ändert. Wenn wir den anderen sagen: „Ihr seid schuld; ihr zieht euch zurück“, wird mit drei Fingern auf uns zurückgewiesen.

In Bezug auf Milli Görüş gebe ich Ihnen ausdrücklich recht: Es stimmt, dass es da Wandlungen gibt. Keiner kann genau einschätzen, ob das schon einen Anlass bietet, sich entspannt zurückzulehnen. Aber ich höre auch aus den Kreisen meiner islamischen Freunde, dass sich Milli Görüş in einem Wandlungsprozess befindet. Darüber, ob sie schon an dem Punkt angekommen sind, dass sie sich wunderbar in Deutschland integrieren, wage ich kein Urteil abzugeben.

Was ist zu tun? Ich habe schon gesagt, dass Kindergärten und Schulen die entscheidenden Orte sind. Wichtig sind auch Initiativen, wie sie die Bürgerstiftungen oder auch die Hertie-Stiftung bundesweit ergreifen: Sie schauen sich bereits in den Grundschulen um und vergeben gezielt Stipendien an junge, begabte Migranten und garantieren ihnen, alle finanziellen Ausgaben zu decken, die ihren Eltern durch einen längeren Schulbesuch entstehen. Damit wollen sie die Eltern animieren, ihre Kinder nicht schon mit 16 Jahren von der Schule zu nehmen, damit sie Geld verdienen, sondern sie stattdessen weiter lernen zu lassen. Man sagt ihnen, dass ihre Kinder das Potenzial haben, um auf ein Gymnasium zu gehen bzw. zu studieren.

Da kann in Deutschland mehr gemacht werden. Uns macht Mut, dass die Bürger das begriffen haben und dass wir in fast allen Bürgerstiftungen in Deutschland zeit- und geldreiche Menschen haben, die sich engagieren und Geld ausgeben. Diese Bewegung hat für mich als unterstützender Partner der Schulen, was die Ganztagsperspektive betrifft, ein ganz großes Potenzial.

Abg. **Ismail Tipi**: Herr Prof. Pfeiffer, meine Frage ging eigentlich eher in eine andere Richtung: Worauf führen Sie es zurück, dass in der öffentlichen Debatte – so, wie es auch heute der Fall ist – im Grunde genommen immer nur die muslimischen Jugendlichen im Vordergrund stehen?

Herr Prof. **Dr. Pfeiffer**: Weil sie am meisten Angst machen; das ist doch klar. Sie sind nun einmal die mit der höchsten Gewalttate. Wenn sie die deutschen Jugendlichen fragen, vor wem sie am meisten Angst haben, bekommen Sie zu hören, dass sie sich am meisten vor türkischstämmigen Jugendlichen fürchten. Das hängt mit deren Auftreten zusammen. Sie sind auch stolz darauf, dass die anderen Angst vor ihnen haben. Aber das ist keine gute Basis für die Integration. Es hat also etwas mit Gefühlen der Bedrohung zu tun, die auf den Schulhöfen erzeugt werden. Das aber kann verändert werden. Es gibt

sehr viele Beispiele dafür, wie die Integration türkischstämmiger Jugendlicher erfolgen kann. Nur, sie sind nun einmal, was die Gewaltrate betrifft, führend.

Die Medien orientieren sich eben an denen, die in den Statistiken, die wir herausgeben, und erst recht in der Polizeilichen Kriminalstatistik an der Spitze stehen. Die anderen geraten dagegen ins Hintertreffen und werden gar nicht mehr richtig beachtet. Ich empfehle Ihnen zwei Texte, die ich Ihnen mitgebracht habe. Sie sind hier nicht rechtzeitig eingegangen. Bei dem einen handelt es sich um einen Artikel, den ich vor drei Wochen in der „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ veröffentlicht habe. Meine Überschrift lautete: „Droht die Integration der Muslime zu scheitern?“ Die „FAZ“ hat das ein bisschen reißerischer ausgedrückt: „Dümmen und gewalttätiger?“ Der zweite Text stammt von meinem Mitarbeiter und hat die Gefährdungspotenziale der verschiedenen Migrantengruppen zum Inhalt. Diese Texte werden Ihnen ausgehändigt.

Ich entschuldige mich dafür, dass ich früher gehen muss. Aber ich halte heute Nachmittag vor einer großen evangelischen Gemeinde einen Vortrag über „Religion und abweichendes Verhalten“.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Vielen Dank, Herr Prof. Pfeiffer. Das war ein sehr intensiver Einstieg in das Thema. Wir wünschen Ihnen auch für heute Nachmittag viel Erfolg und einen guten Weg.

Für die, die heute zum ersten Mal hier sind oder nicht so häufig an den Sitzungen teilnehmen, möchte ich sagen, dass das Thema Bildung hier schon einmal auf der Tagesordnung stand und dass wir das Thema Zuwanderung beim letzten Mal ebenfalls sehr ausführlich behandelt haben, auch wenn die Schlussfolgerungen etwas andere waren. Das Thema Islam werden wir noch einmal gesondert behandeln. Wie wir schon oft festgestellt haben, ist es aber unvermeidlich, über die Themen dann zu sprechen, wenn sie im Zusammenhang auftauchen. So ist es hier auch.

Als Nächsten rufe ich Herr Prof. Dollinger von der Universität Siegen auf.

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Herr Vorsitzender, sehr verehrte Damen und Herren! Zunächst einmal herzlichen Dank für die Einladung. Ich möchte mit meinen Statements relativ nah an den Fragen bleiben, die Sie mir freundlicherweise zugesandt haben. Sie haben mir sechs Fragen zugeschickt. Ich habe mir erlaubt, daran einige Themenkomplexe festzumachen. Auf der Grundlage dieser Themenkomplexe möchte ich möglichst genau auf Ihre Fragen eingehen, bei denen es allerdings die eine oder andere Überschneidung gegeben hat.

Entsprechend meiner eigenen Expertise möchte ich hier vorrangig auf Jugendliche Bezug nehmen. Ich bin Sozialpädagogin und möchte mich daher mit diesem Punkt näher befassen. Um Jugendkriminalität kreist im Übrigen auch die Debatte in relativ hohem Maße.

Ich habe vier Themenblöcke zusammengefasst. Bei dem ersten geht es um die Spezifika von Migranten im Hinblick auf die Kriminalität. Darüber haben wir eben schon sehr viel gehört. Die Frage tendiert in die Richtung, ob die Kriminalitätsrate in besonderer Weise mit soziokulturellen Merkmalen zusammenhängt. Zum Einstieg möchte ich explizit darauf hinweisen, dass man hier sehr genau differenzieren muss. Die Debatte, die hier eben geführt worden ist, ließ das notwendige Differenzierungsniveau teilweise vermissen. Das

möchte ich einmal so sagen. Man muss mit dem Hinweis auf allgemeine Zusammenhänge ausgesprochen zurückhaltend sein.

Ihnen ist natürlich bekannt – trotzdem ist es vielleicht wichtig, es nochmals zu betonen –, dass Migration ein äußerst komplexer Sachverhalt ist, der an sich zunächst einmal überhaupt nichts erklärt. Die Migration kann mit Bedingungen assoziiert sein, die durchaus Probleme bereiten. Aber der bloße Begriff „Migrationshintergrund“ hat keinen Erklärungswert. Man muss sich auch die Tatsache vor Augen halten, dass der Sachverhalt Kriminalität nicht weniger komplex ist als der Sachverhalt Migration. Man redet häufig über Gewaltkriminalität – auch ich werde das machen –; gleichwohl ist die Gewaltkriminalität ein kleiner Ausschnitt des Gesamtkomplexes. Natürlich ist Ihnen allen das bewusst. Aber man muss sich hier noch einmal vor Augen führen, dass Wirtschafts-, Eigentums- und Gewaltkriminalität in keiner Weise gemeinsame Ursachen haben, sondern dass man hier sehr genau differenzieren muss.

Man muss auch im Umgang mit den Statistiken vorsichtig sein. Herr Prof. Pfeiffer hat diesen Punkt schon angesprochen: Die Polizeiliche Kriminalstatistik ist tatsächlich ein Tätigkeitsnachweis der Polizisten, der zwar sehr relevant ist, aber nur bedingt Aussagen über die Kriminalität zulässt. Man sollte tatsächlich die Dunkelfeldstudien zurate ziehen, von denen das KFN eine ganze Reihe vorgelegt hat. Sie sind in diesem Zusammenhang besonders aussagekräftig. Sie sind zwar nicht ganz frei von Problemen, aber sie sind das Beste, was wir in diesem Bereich haben. Herr Prof. Pfeiffer, der Experte auf diesem Gebiet ist, hat da völlig recht.

Im Übrigen muss man beachten, dass man, wenn man sich Dunkelfeldstudien anschaut, eine sehr selektive Perspektive in der Beschäftigung mit der Kriminalität entwickelt; denn z. B. zur Wirtschaftskriminalität kann man auf dieser Grundlage keine Befunde erheben. Man landet wieder bei der Gewaltkriminalität, die dann etwas überzeichnet wird. Da muss man ein bisschen vorsichtig sein.

Welche Differenzierungen sind sinnvoll und notwendig, wenn man sich mit einem möglichen Zusammenhang von Migration und Kriminalität befasst? Der erste Punkt ist die Notwendigkeit, die Generationen im Blick zu haben. Es liegen mittlerweile sehr gute Studien und auch sehr gute Überblicke über den Forschungsstand vor, die eindeutig zeigen, dass die erste Generation von Migranten nicht überdurchschnittlich kriminell ist. Ganz im Gegenteil, die Gastarbeiter bzw. die Arbeitsmigranten sind häufig sehr motiviert, sich an die bestehenden Konventionen und Vorgaben zu halten, sodass bei ihnen relativ niedrige Deliktbelastungen zu verzeichnen sind.

Aber eine gewisse Sorge bereitet die Tatsache, dass sich bei den nachfolgenden Generationen teilweise höhere Belastungen zeigen. Ich bringe ein kurzes Zitat von Thomas Naplava, der im Jahr 2010 den Forschungsstand folgendermaßen zusammengefasst hat. Er schreibt:

Neuere Studien zeigen, dass sich einheimische Deutsche von Jugendlichen mit Migrationshintergrund hinsichtlich der Gesamtdelinquenz nicht substanziell voneinander unterscheiden, dass aber Jugendliche türkischer Herkunft und Jugendliche aus den Gebieten des ehemaligen Jugoslawiens bei Gewaltdelikten im Vergleich zu einheimischen deutschen Jugendlichen deutlich anfälliger sind.

Hier wird der Fokus wieder auf bestimmte Migrantengruppen und auf Gewaltkriminalität gelegt. Da gibt es zumindest gewisse Zusammenhänge. Wie die zustande kommen, werde ich gleich näher erläutern.

Man muss hier also differenzieren. Wenn man Merkmale wie Alter, Geschlecht oder Schulform berücksichtigt, kann man sagen, dass nach dem aktuellen Wissensstand junge Aussiedler etwas mehr zu Diebstahlsdelikten tendieren, während Jugendliche mit Migrationshintergrund, deren Familien aus der Türkei oder Exjugoslawien stammen, häufiger als einheimische deutsche Jugendliche zu Gewaltdelikten neigen. Man muss allerdings im Sinne einer Differenzierung sagen, dass es auch gute Studien gibt, die auf sehr große regionale Unterschiede hinweisen. Beispielsweise gibt es größere Städte, für die sich überhaupt kein Zusammenhang feststellen lässt. Es wird auch argumentiert, dass gerade in Migrantengruppen durch eine hohe informelle Kontrolle Kriminalität verhindert werden kann. Daran sieht man, wie schwierig es ist, pauschale Zusammenhänge festzustellen. Eine Längsschnittstudie über die Situation in Duisburg ist beispielsweise gerade zu diesem Ergebnis gekommen.

Ein weiterer wichtiger Punkt, an dem differenziert werden muss, betrifft die unterschiedlichen Integrationsformen. Auf diesen Punkt möchte ich kurz zu sprechen kommen. Wichtig ist zunächst, Migration auf keinen Fall mit Kriminalität gleichzusetzen. Man argumentiert hier häufig mit der – aktuellen und ehemaligen – Zugehörigkeit zu Nationalitäten. Das ist ein sehr grober Indikator, der aus forschungspragmatischen Gründen mitunter notwendig ist, der aber an sich – das ist in den vorhin gestellten Fragen bereits angeklungen – keine Aussagekraft besitzt. Was hat man gewonnen, wenn man einen Menschen als Deutschen bezeichnet? Die Deutschen sind nicht alle gleich. Es ist völlig unsinnig, das anzunehmen. Dass die Gesellschaften in der Türkei oder im Iran – wo auch immer – genauso komplex sind, ist offensichtlich. Hier muss man weiter differenzieren.

Man muss also unbedingt – auch wenn das in der Forschung nicht immer möglich ist – auf die konkreten Lebensverhältnisse achten und sich die Integrationsformen anschauen, statt auf einer pauschalen Ebene zu kommunizieren, nach dem Motto: Die Türken sind krimineller. – Da muss man sehr zurückhaltend sein.

Man muss zwei Punkte beachten: Erstens. Der formale Integrationsstatus ist nicht unbedingt aussagekräftig. Zwar ist es meistens zutreffend, dass durch eine weitgehende Integration die Kriminalitätsbelastungen reduziert werden – Herr Prof. Pfeiffer hat das hervorgehoben –, aber in der 2010 veröffentlichten KFN-Studie waren auch Gruppierungen aufgeführt, die gegenläufige Tendenzen aufwiesen. Beispielsweise hatten osteuropäische und nordamerikanische Jugendliche mit der höchsten Integrationsform gleichzeitig eine höhere Kriminalitätsbelastung aufzuweisen. Daran sieht man, dass die pauschale Aussage „Integration gleich weniger Kriminalität“ zumindest nicht für alle Gruppen zutrifft. Es ist zwar häufig so, aber nicht immer.

Zweitens. Hohe Deliktbelastungen bei verschiedenen Migrantengruppen sehen zwar erst einmal gleich aus, können aber ganz unterschiedliche Hintergründe haben. Wenn man beispielsweise die mit Gewaltdelikten relativ hoch belasteten Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund mit denen vergleicht, die aus der ehemaligen Sowjetunion stammen, stellt man fest, dass dies völlig unterschiedliche Gruppen sind. Die türkischen Jugendlichen sind häufig in Deutschland geboren, besitzen aber nicht die deutsche Staatsangehörigkeit. Bei den Jugendlichen aus der ehemaligen Sowjetunion ist genau das Gegenteil der Fall: Sie haben eigene Migrationserfahrungen, und das führt bei ihnen zu einer höheren Deliktbelastung.

Man sieht daran, dass man mit dem pauschalen Hinweis auf einen Migrationshintergrund im Grunde relativ gewonnen hat. Man muss schon genauer hinschauen. Man müsste die Migration als einen Prozess rekonstruieren und sich anschauen: Welche Be-

lastungen treten auf? Welche Beeinträchtigungen sind relevant und führen möglicherweise zu Kriminalitätsbelastungen, ohne dass der Sachverhalt der Migration an sich besonders aussagekräftig ist?

Jugendliche und ihre Eltern unterliegen sehr vielfältigen Einflüssen. Die nationale Kategorisierung und auch die Kategorisierung nach formalem Integrationsstatus sind hier nicht immer aussagekräftig. Besonders problematisch sind die aggregierten und häufig auch stigmatisierend gebrauchten Kategorien wie „Orientalen“ oder „Araber“. Das ist aus meiner Sicht ganz problematisch. Sinnvoller ist es, wie gesagt, auf konkrete lebensweltliche Zusammenhänge zu sehen und sich Aspekte anzuschauen, die unter gewissen Voraussetzungen möglicherweise die Kriminalität fördern können.

Nach dem aktuellen Forschungsstand, der eben angesprochen worden ist, kann der Bildungsstatus eine größere Relevanz als Einflussfaktor beanspruchen. Das weiß man aus vielen Studien – auch, aber nicht nur aus den KFN-Studien. Gewalt in der Familie und auch die Männlichkeitsnormen kristallisieren sich ebenfalls als Einflussfaktoren heraus. Sehr wichtig – das weiß man schon seit langer Zeit – sind die delinquenten Freundesgruppen. Die Freunde sind ganz entscheidend: Das gilt z. B. für Gewaltdelikte und Drogenkonsum. Auch für den Rechtsextremismus unter deutschen Jugendlichen ist das ein wichtiger Punkt.

Die Rolle der Religionszugehörigkeit beurteile ich wesentlich zurückhaltender als Herr Prof. Pfeiffer. Auch die KFN-Studie – eine schöne Studie –, die sehr ausführlich ist, kann die Kausalitäten nicht klären. Hier gibt es noch einen großen Forschungsbedarf. Angesichts dessen, dass die Debatte wieder sehr stark um den möglichen Zusammenhang zwischen Religionszugehörigkeit und Kriminalitätsbelastung kreist, sollten wir sehr vorsichtig sein. Mit am wichtigsten in diesem Diskurs ist es, Stereotypisierungen zu vermeiden. Man bewegt sich nicht auf einer empirisch gesicherten Basis; das möchte ich klar sagen. Man muss nach dem aktuellen Stand der empirischen Forschung davon ausgehen, dass die Religionszugehörigkeit mit vielen anderen Einflussfaktoren konfundiert ist und dass die pauschale Aussage, es gebe einen bestimmten Zusammenhang zwischen Religionszugehörigkeit und Kriminalität, nicht besonders sinnvoll ist.

Ich möchte einen schönen Satz aus einer KFN-Studie aus dem Jahr 2009 zitieren, in dem das noch einmal zusammengefasst ist: Die höheren Deliktbelastungen von jungen Migranten „gleichen sich vollständig aus, wenn man differenzierter vergleicht, d. h. Jugendliche unterschiedlicher Herkunft mit denselben familiären, schulischen und sozialen Rahmenbedingungen sowie übereinstimmenden Werteorientierungen einander gegenüberstellt. Die insgesamt deutlich höhere Gewaltbelastung von jungen Migranten beruht demnach auf mehreren Belastungsfaktoren, die bei ihnen weit stärker ausgeprägt sind als bei deutschen Jugendlichen“. Mit anderen Worten: Nicht Migration macht gewalttätig, sondern Belastungen machen gewalttätig. Das ist, auch in der entsprechenden Debatte, ein sehr großer Unterschied.

Damit komme ich zu dem zweiten Themenkomplex, den Fragen 2, 3 und 5. Hierbei geht es etwas stärker um Aspekte, die sich allgemein auf Migration beziehen. Insbesondere wird nach dem möglichen Zusammenhang zwischen soziokulturellen Merkmalen und der Integrationsbereitschaft gefragt. Auch in der öffentlichen Debatte kristallisiert sich das derzeit als ein wichtiger Aspekt heraus. Ich möchte ganz deutlich festhalten, dass man, wenn man von soziokulturellen Merkmalen und Integrationsbereitschaft spricht, nicht polarisieren darf. Die beiden Aspekte verbindet ein deutlicher innerer Zusammenhang.

Wichtig ist, dass Integration nicht als ein dichotomes Faktum betrachtet werden kann, so, als ob es die Integrierten und die Nichtintegrierten gäbe. Herr Prof. Pfeiffer hat kurz angesprochen, dass die Integration sehr viele Dimensionen aufweist, z. B. sprachliche, soziale und strukturelle. Sie ist also äußerst vielschichtig, und man sollte das nicht als etwas Dichotomes wahrnehmen. Insbesondere werden Integrationsverhältnisse langfristig geformt; sie verändern sich. Es gibt soziale Einflüsse. Die Menschen stehen in permanenter Wechselwirkung zueinander.

Jugendliche entwerfen noch ihre Identität. Sie sind ausgesprochen sensibel dafür, wie sie von anderen wahrgenommen werden. In der sozialwissenschaftlichen Identitätsforschung ist das etwas ganz Triviales: Menschen haben nicht einfach eine Identität, die ihnen angeboren ist – wie auch immer –, sondern die Identität bildet sich in sozialen Wechselwirkungen heraus. Das muss man sich deutlich vor Augen führen.

Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, auch über Erfahrungen mit Diskriminierung zu sprechen, die tatsächlich in einem relativ engen Zusammenhang mit Gewaltneigungen stehen. Wer die Erfahrung macht, in Deutschland unerwünscht zu sein, erlebt sich als fremd, und dies geht dann mit einer Erhöhung der Tendenz zu auffälligem Verhalten einher. Man weiß aus Befragungen, dass sich insbesondere türkische Jugendliche und Jugendliche aus Afrika nicht nur als diskriminiert erleben, sondern dass sie tatsächlich relativ häufig über entsprechende Erfahrungen mit Diskriminierung berichten müssen. Das hat natürlich auch etwas mit der Sichtbarkeit des Migrationsstatus zu tun; das ist sicherlich ein Faktor. Die KFN-Studie, die Herr Prof. Pfeiffer kurz angesprochen hatte, ist an diesem Punkt sehr aussagekräftig: Gerade gegenüber türkischen Jugendlichen gibt es gewisse Ressentiments, und zwar ohne dass faktische Erfahrungen der deutschen Jugendlichen ausschlaggebend dafür sind. Vielmehr scheinen hier kulturelle Vorurteile zu kursieren.

Kurzum: Die Rede von der Integrationsbereitschaft ist ausgesprochen ambivalent. Integration ist als ein wechselseitiger Prozess zu verstehen, der nur mithilfe der Unterstützung und der Bereitschaft der Mehrheitsgesellschaft möglich ist. Notwendig zur Vertiefung von Integrationsverhältnissen sind in erster Linie Förderangebote und Unterstützung, während die Diskriminierung offensichtlich dazu führen kann, dass sich die Probleme aufschaukeln. In der Regel kann man von einer hohen Integrationsbereitschaft von Migranten ausgehen.

Interessanterweise hat der Bildungsforscher Heinz Reinders in einer 2009 veröffentlichten Studie festgestellt, dass die Integrationsbereitschaft bei türkischen Jugendlichen im Verlauf von einigen Jahren sogar gestiegen sei. Die Bereitschaft war also ohnehin schon hoch, und sie ist dann noch gestiegen. Das war ein ganz eindeutiges Ergebnis dieser Studie. Man sollte aufpassen, dass man, auch wenn man das nicht will, durch diese Terminologie – etwa die Rede von einer „mangelnden Integrationsbereitschaft“ – nicht Ausgrenzungsbereitschaft und Ressentiments fördert.

Zu einem besonders problematischen Punkt: Die Bildungsforschung hat nachgewiesen – auch Herr Prof. Pfeiffer hat das kurz angesprochen –, dass türkische Jugendliche auf Hauptschulen verwiesen werden, sodass bei ihnen von besonders restringierten Bildungschancen auszugehen ist. Man weiß aus Studien des IAB – Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung –, dass türkische Jugendliche beim Übergang in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt besonders benachteiligt sind. Sie müssen also ganz besonders gute Leistungen erbringen, um den Sprung zu schaffen.

Es ist bekannt, dass Migranten häufig von Armut, gesundheitlichen Beeinträchtigungen und Bildungsungleichheiten betroffen sind. Das weisen auch die entsprechenden Berichte der Bundesregierung nach. So verweist beispielsweise der 3. Armuts- und Reichtumsbericht darauf, dass Migranten eine Risikogruppe sind. Der Nationale Bildungsbericht – es liegen mittlerweile mehrere vor – konstatiert „andauernde, stabile Benachteiligungen von Migranten“. Es gibt in der Forschung überhaupt keinen Zweifel daran, dass hier ganz besondere Benachteiligungen vorliegen.

Zusammenfassend möchte ich zu diesem Themenkomplex sagen: Auch hier ist eine Dichotomisierung in integrationswillige und integrationsunwillige Jugendliche nicht sinnvoll. Gerade bei Jugendlichen muss man von plastischen Einstellungen ausgehen, die durch Integrationsverhältnisse und soziale Interaktionen in einem längeren Prozess geformt werden. Erfahrungen von Diskriminierung und Stigmatisierung sind hier kontraproduktiv.

Das Thema Extremismus möchte ich gern aussparen. Es ist für Jugendliche nicht so relevant. Dort liegt auch nicht der Schwerpunkt meiner Expertise. Der politische Extremismus ist ein Sonderfall; er tritt relativ selten auf. Da haben Sie sicherlich kompetentere Ansprechpartner als mich.

Relevant sind insbesondere die Maßnahmen. Darauf bezieht sich die sechste Frage, die mir zugeschickt worden ist: Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen? – Das ist der letzte wichtige Themenkomplex, auf den ich eingehen möchte. Zunächst scheint es mir sehr sinnvoll zu sein, sich bewusst zu machen, dass Migrationspolitik und Kriminalpolitik nicht automatisch zusammengehören. Die Migrationspolitik richtet sich an sehr unterschiedliche Migrantengruppen, wobei die Bedeutung von Kriminalität gerade nicht überbetont werden sollte, da die große Mehrheit der Migranten nicht auffälliger ist als die einheimischen Deutschen.

Aktuelle Herausforderungen der Migrationsarbeit liegen in der alters- und zielgruppen-gerechten Planung von Maßnahmen, auch in der konzeptionellen Weiterentwicklung nach früheren Irrwegen. Es werden jetzt, auch im Zusammenhang mit interkultureller Pädagogik, sehr sinnvolle Wege beschritten. Es gibt sehr sinnvolle Maßnahmen, die eine entsprechende Unterstützung und Ressourcenzufuhr verdienen und auch darauf angewiesen sind.

Was explizit die Kriminalitätskarrieren betrifft, so ist man in Deutschland in der glücklichen Lage, über sehr schöne Längsschnittstudien zu verfügen, insbesondere zu der Frage, warum Mehrfachtäter aufhören, Straftaten zu begehen. Das ist ein Punkt, der politisch besonders relevant ist. Man spricht hier von sogenannten „desistern“: Die hören auf, nachdem sie eine relativ hohe Zahl von Delikten begangen haben.

Aktuelle Studien – die, wie gesagt, in Deutschland vorliegen – zeigen, dass besonders die aktuelle Einbindung von Menschen wichtig ist. Frühkindliche Erfahrungen und personale Risikofaktoren sind zwar wichtig; man hat diese Aspekte jedoch früher ein bisschen überschätzt. Der Aussage, die vorhin gemacht worden ist, wonach im Kindergarten eigentlich alles schon gelaufen sei, möchte ich ganz explizit widersprechen. Die kriminologischen Längsschnittstudien weisen darauf hin, dass die aktuelle soziale Einbindung besonders wichtig ist.

Klaus Boers, der in der kriminologischen Längsschnittforschung tätig ist, hat darauf hingewiesen, dass zwei Faktoren eine besondere Rolle spielen, wenn sich Jugendliche ent-

scheiden, wieder mit der Kriminalität aufzuhören: Zum einen kann das eine Änderung der strukturellen Lebensverhältnisse sein. Zum Beispiel sind die Aufnahme einer Arbeit oder der Beginn einer Partnerschaft ganz wichtige Faktoren. Zum anderen ist das Selbstkonzept entscheidend: wie man sich selbst, was einem selbst wichtig ist. Gerade vor diesem Hintergrund werden harte Maßnahmen als besonders schädlich betrachtet; denn diese üben hier einen negativen Einfluss aus. Es ist klar: Wenn man vorbestraft ist, hat man deutlich größere Schwierigkeiten, einen Beruf mit einem hohen Status zu ergreifen.

Als wichtig gelten die Reduktion von Benachteiligung und die Ermöglichung sozialer Teilhabe. In diesem Sinne sind harte Maßnahmen deutlich kontraproduktiv, da sie genau diese Teilhabe erschweren und delinquente Jugendliche in Kontakt zu weiteren straffällig gewordenen Gruppen bringen. Der Zweite Periodische Sicherheitsbericht der Bundesregierung hat auf das Faktum aufmerksam gemacht, dass es bei vergleichbaren Delikten nur bei 20 % der Jugendlichen mit türkischem und exjugoslawischem Migrationshintergrund zu Verfahrenseinstellungen kommt, während dagegen 60 % der einheimischen deutschen Jugendlichen damit rechnen können. Daran sieht man, dass es nicht nur im Bildungssystem, sondern auch im Strafjustizsystem Tendenzen gibt, die im Sinne der Integrationsförderung nicht als positiv zu bewerten sind. Wichtig wäre gerade die Förderung von Teilhabechancen, nicht aber deren Reduktion.

Hier ist die Bildungspolitik besonders wichtig, wie auch der Zweite Periodische Sicherheitsbericht der Bundesregierung festhält. Ich teile übrigens nicht ganz den Optimismus, der vorhin bei der Erwähnung der Ganztagschulen angeklungen ist: Die Ganztagschulen allein lösen noch keine Probleme. Aus internationalen Vergleichsstudien weiß man, dass die Ganztagschule allein nicht zu einer Verringerung von Bildungsungleichheiten führt. Finnland beispielsweise, einer der Gewinner der ersten PISA-Studien, hat keine Ganztagschulen. Entscheidend ist, wie es gemacht wird, nicht die Tatsache, dass man überhaupt Ganztagschulen hat. Entscheidend sind die Selektivitäten: Die stellen sich an den Schnittstellen im Bildungssystem ein; dort – nicht nur, aber auch – entstehen Benachteiligungen. Dass man aus den Schulen Ganztagschulen macht, heißt nicht, dass die institutionellen Formen der Diskriminierung aufhören.

Kurzum: Gerade bei Migranten ist es im Kontext von Maßnahmen ausgesprochen wichtig, Stereotypisierungen zu vermeiden. Eine rhetorische Koppelung von Migrationshintergrund und Kriminalität führt zu Misstrauen und macht Ausgrenzungen wahrscheinlich, die unter besonderen Umständen und bei besonderen Gruppen tatsächlich das Begehen von Straftaten fördern können. Das Gleiche gilt für die Rede von der Integrationsbereitschaft. Hier eine rhetorische Koppelung vorzunehmen – die dann im öffentlichen Diskurs sehr präsent ist –, wonach Kriminalität mit einer mehr oder weniger großen Integrationsbereitschaft zusammenhängt, wird der Realität nicht gerecht; denn die Integration wird sehr stark durch soziokulturelle Merkmale geprägt. Man muss zwischen den Migranten differenzieren. Das ist keine homogene Gruppe. Mit pauschalen Aussagen muss man sehr vorsichtig sein. – Damit möchte ich es bewenden lassen.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Die Fragerunde ist eröffnet. – Als Erster hat Herr Kollege Tipi das Wort.

Abg. **Ismail Tipi**: Herr Prof. Dollinger, ich habe eine kurze Frage: Können Sie etwas zu der Zahl der verurteilten Migranten, unterschieden nach Jugendlichen und Erwachsenen, sagen? Gibt es da belastbare Zahlen? Wir erfahren meistens etwas über die Zahl der

Tatverdächtigen. Wie viele davon werden eigentlich überhaupt verurteilt? Das heißt: Wie viele Leute sitzen in den Gefängnissen? Sie haben vorhin versucht, die Sache in einem Satz zu erklären. Aber gibt es Zahlen, an denen wir ablesen können, wie viele Tatverdächtige und wie viele Verurteilte es gibt?

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Ich antworte gleich darauf. Ich habe die Zahlen nicht im Kopf. Aber das ist ein sehr gut erforschter Bereich. In den USA gibt es hervorragende Studien. Dort ist dieses Thema Gegenstand einer großen Debatte. Natürlich kann man die Befunde nicht einfach auf Deutschland übertragen. Aber es ist sehr gut nachgewiesen, im Grunde schon seit den Siebzigerjahren, dass die einzelnen Stufen des Strafjustizsystems sehr selektiv sind, dass hier also Filterungen und Aussortierungen erfolgen. Wenn man anhand der Statistik überprüft, wer im Gefängnis sitzt, stellt man fest, dass dies ganz eindeutig Angehörige von Randgruppen sind.

In den letzten Jahren gab es gewisse Verschiebungen. Es werden zunehmend längere Strafzeiten verhängt. Die Richter haben versucht, die als besonders schädlich geltenden kurzen Strafzeiten zu reduzieren. Die Deliktzusammensetzung hat sich geändert. Es wird stärker wegen Gewalt- und Sexualdelikten inhaftiert. Dahinter stecken auch gewisse politische Entscheidungen.

Aber insgesamt gilt definitiv – man muss es wirklich etwas platt sagen –: Wer arm, Ausländer und männlich ist, hat deutlich größere Chancen, diesen Prozess komplett durchlaufen zu müssen. Es gibt für die USA ganz eindeutige Befunde. Diese kann man nicht ohne Weiteres übertragen; aber sie zeigen Ihnen, wie relevant das ist: Die Zahl der afro-amerikanischen Drogenkonsumenten in den USA liegt bei 13 %; das entspricht genau dem Bevölkerungsanteil. Aber über 70 % der Personen, die wegen Drogendelikten im Gefängnis sind, sind Afroamerikaner. Das zeigt Ihnen, wie wirkmächtig diese Aussortierungen sind. Das sind natürlich andere Zahlen. Aber im Prinzip greifen diese Selektionen in Deutschland genauso.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Herr Prof. Pfeiffer hat gesagt, man müsse Geld in die Hand nehmen. Diesen Satz halte ich im Kontext der Integrationspolitik für ziemlich richtig; denn ich glaube, wenn etwas so komplex ist und in so viele Teilbereiche der Gesellschaft hineinreicht, müssen notwendigerweise Investitionen erfolgen. Die Frage ist nur, in welchem Bereich investiert werden soll. Sie haben das Thema angesprochen, indem Sie gesagt haben, die Ganztagschule sei nicht die Lösung für alle Probleme.

Ich möchte ein bestimmtes Phänomen ansprechen, nämlich die Mehrfachtäter; denn die finden – fast schon populistisch – in der Debatte immer ganz besondere Erwähnung. Sie haben gesagt, die aktuelle Einbindung – die Lebenslage – sei wichtig. Kann man konkrete Maßnahmen benennen, etwa die Erhöhung der Zahl der Bewährungshelfer oder die signifikante Ausweitung sozialer Dienste? Gibt es Studien, die untersucht haben, inwiefern die Ausweitung solcher Leistungen einen direkten Einfluss hat? Wenn Sie sagen, die aktuelle Lebenslage sei für die zukünftige Entwicklung entscheidend, heißt das doch, dass man gemeinsam mit sozialen Trägern etwas machen könnte.

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Es ist ein bisschen schwierig, hier zu differenzieren, also genaue Prozentzahlen zu nennen. Man weiß sehr genau, dass es, wenn man bestimmte bildungspolitische Entscheidungen trifft, die die Bildungsungleichheiten reduzieren, sehr positive Effekte hat: Migranten werden nicht mehr ausgegrenzt. Das ist vorhin im Zu-

sammenhang mit Kanada angesprochen worden. Kanada wird häufig als Beispiel angeführt, wenn es um dieses Thema geht. Es gibt also relativ abstrakte Effekte, die zeigen, dass man auf Kriminalitätsbelastungen einwirken kann.

Woher die Mehrfachtäter kommen, ist wirklich kein großes Rätsel mehr. Gerade dank der sehr schönen Längsschnittstudien, die Karl Friedrich Schumann und Klaus Boers in Deutschland durchgeführt haben, sind die grundlegenden Zusammenhänge – nicht die Details – wirklich kein großes Geheimnis mehr. Es sind häufig Jugendliche, die aus prekären Lebensverhältnissen kommen, die im Bildungssystem benachteiligt sind, delinquente Freunde haben usw. Es ist offensichtlich, dass man genau da ansetzen kann. Würde man genug Jugendarbeit machen und eine Wohnungspolitik betreiben, die verhindert, dass es zu einer sehr starken Segregation kommt – Herr Prof. Pfeiffer hat die Bedeutung der deutschen Freunde angesprochen –, könnte man etwas bewirken. Das sind Effekte, die, empirisch gesehen, unstrittig positiv sind. Diese Maßnahmen haben langfristig einen positiven Effekt.

Sie werden in Deutschland keinen einigermaßen renommierten Kriminologen finden, der Ihnen sagt, man müsse hart durchgreifen. Ganz im Gegenteil, man muss die Integration fördern und danach schauen, wie man die Selektivitäten im Bildungs- und Strafjustizsystem reduziert. Das ist eine komplexe Aufgabe. Man weiß, wo man konkret ansetzen kann. Politisch ist das schwer umzusetzen. Es ist völlig klar, dass ich das zwar – fast schon aus dem Elfenbeinturm – leicht verkünden kann, es aber politisch schwer umzusetzen ist. Aber in der Forschung ist das kein großes Rätsel mehr.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira:** Ich möchte noch eine Frage anschließen. In einigen Studien – unter anderem aus dem berühmten Institut in Hannover – ist festgestellt worden, dass es in den letzten Jahren einen Wandel in der Punitivitätseinstellung der Bevölkerung gegeben hat. Nun hat das sicherlich verschiedene Gründe. Die Frage ist, wie die politische Klasse mit diesem Einstellungswandel umgeht, damit, dass die Mehrheit der Bevölkerung ganz eindeutig punitive Einstellungen pflegt und fördert. Was ist notwendig, um dem entgegenzuwirken?

Herr Prof. **Dr. Dollinger:** Es ist gut, dass Sie das ansprechen. Der Befund ist nicht richtig. Es tut mir leid, dass ich das so direkt sagen muss. Aber es ist lediglich ein Mythos, den man oft hört, dass die Bevölkerung in ihrer Einstellung punitiver geworden sei. Einer der wenigen in Deutschland, die das so ausdrücken, ist beispielsweise Christian Pfeiffer. Es gibt andere, die da differenzieren. Das ist beispielsweise – ich wohne immer noch dort – ein Forschungsschwerpunkt im Freiburger Max-Planck-Institut. Helmut Kury hat viel über diesen Bereich gearbeitet und gerade in den letzten Jahren viel, auch international, dazu publiziert.

Wenn man die Forschung, sowohl international als auch auf Deutschland bezogen, überblickt, stellt man fest, dass die hohe Punitivität in der Bevölkerung ein Mythos ist. Die Bevölkerung zeigt sich sehr viel resozialisierungsfreundlicher, sobald man die Fragen entsprechend stellt. Man darf nicht global fragen: Sind Sie der Meinung, man müsste heute gegen Kriminalität härter durchgreifen? – Wenn man das so macht, fragt man Stimmungslagen ab. Da hat vielleicht jemand gerade die „Bild“-Zeitung gelesen, den Eindruck gewonnen, dass heutzutage alles ganz schlimm ist, und beantwortet dann eine solche Frage mit Ja. Aber dahinter stecken keine fundierten Einstellungen.

Wenn man als Beispiel einen Jugendlichen nimmt, der Haschisch konsumiert oder einen Diebstahl begangen hat, und bei den Fragen differenziert, ob er eingesperrt werden, einen Trainingskurs erhalten oder verwarnt werden soll – was auch immer –, erkennt man, dass die Bevölkerung ausgesprochen resozialisierungsfreundlich ist. Das ist empirisch sehr gut belegt. Auch Helmut Kury, der in Deutschland der führende Forscher in diesem Bereich ist, hat ganz oft wiederholt, dass das wirklich ein Mythos ist.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Ich habe noch Fragen zu den Gewaltdelikten, die von Menschen mit Migrationshintergrund begangen werden. Erstens. Mich würde interessieren, ob es da eine Differenzierung gibt. Zu welchem Bereich zählen diese Gewaltdelikte? Werden sie z. B. im Rahmen der Banden- oder der Drogenkriminalität begangen? Gibt es Bereiche, in denen die Jugendlichen besonders häufig auftauchen?

Ich frage das deswegen, weil man, wenn man mit Familien spricht, die Probleme mit Kindern haben, die in Gewaltmilieus abgedriftet sind, oft hört, dass die finanziellen Schwierigkeiten der Jugendlichen dafür verantwortlich sind: Sie haben keinen Ausbildungsplatz, können kein Geld verdienen und rutschen deshalb in Milieus ab, in denen sie sich auf diese Weise Geld beschaffen können. Das hört man von den Familien. Gibt es in den Studien Hinweise darauf, dass man versucht, sich durch Kriminalität die finanzielle Sicherheit zu verschaffen, die man auf normalem Wege nicht erlangt hätte? Bilden die Studien das so ab?

Zweitens. Sie haben darauf hingewiesen, dass delinquente Freunde eine große Rolle spielen. Wenn man mit betroffenen Familien spricht, wird oft geschildert, dass die Kinder die Gewaltbereitschaft – Bandenkriminalität oder Drogenkriminalität – vor zehn oder 15 Jahren von den damaligen deutschen Freunden gelernt hätten; da man in einem soziokulturell schwierigen Milieu gewohnt habe. Man habe also in einem sozial schwachen Umfeld gewohnt, in dem damals noch mehr deutsche Bürgerinnen und Bürger gelebt hätten. Im Laufe der Zeit habe sich das gewandelt, da immer mehr Migranten hinzugezogen seien. Die Gewaltbereitschaft sei von den damaligen deutschen Bandenführern übernommen worden. Ich weiß nicht, ob das stimmt, und ich weiß auch nicht, ob es Zahlen dazu gibt.

Aber so lauten oft die Erklärungsmechanismen, die von betroffenen Familien, die nach Hilfe rufen und eine Lösung für das Problem suchen, konstruiert werden. Für mich wäre es wichtig, sich den delinquenten Freundeskreis genau anzuschauen: Ist das ein homogener Freundeskreis, zu dem nur Migranten gehören? Oder ist das ein gemischter Freundeskreis – deutsch, bosnisch, arabisch, türkisch –, der aber einen soziokulturell schwachen Hintergrund hat?

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Ich fange mit dem zweiten Punkt an. Man weiß, dass die Freundeskreise von Jugendlichen tatsächlich relativ homogen sind, wobei beispielsweise der soziale Status eine Rolle spielt. Das hat etwas damit zu tun, dass Jugendliche andere nicht sozusagen frei flottierend kennenlernen, sondern dass sie z. B. in dieselbe Klasse gehen und so Kontakte knüpfen. Das steckt in dem englischen Wort „peer“, das nicht nur „Freund“ bedeutet, sondern auch auf einen vergleichbaren Status verweist.

Mir sind keine Studien bekannt, in denen nachgewiesen wird – wenn ich Sie richtig verstanden habe –, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund von Deutschen gewisse Verhaltensweisen übernehmen würden. Insgesamt ist festzustellen, dass bei Delinquenz häufig soziale Lernprozesse ablaufen. Das ist völlig klar. Ich will Ihnen ein Beispiel nen-

nen: Ich habe oft Interviews mit Drogenkonsumenten geführt. Ich habe sie interviewt, nachdem sie ins Gefängnis gekommen waren. Auch im Gefängnis laufen viele Lernprozesse ab. Ich kenne mehrere, die wegen Haschischkonsums ins Gefängnis gekommen sind und es als bestens ausgebildete Heroinkonsumenten verlassen haben. Im Gefängnis sind sie zum ersten Mal mit Heroin in Kontakt gekommen und haben gelernt, wie man es einnimmt und damit umgeht. Es ist empirisch ganz unstrittig, dass dort solche Lernprozesse ablaufen.

In dem Moment, in dem man relativ homogene Freundeskreise hat, laufen dort die entsprechenden Lernprozesse ab. Aber zu dem speziellen Effekt, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund von deutschen Bandenführern Verhaltensweisen übernommen haben, ist mir keine Studie bekannt.

Zu den verschiedenen Gewaltbereichen. In den Dunkelfeldstudien wird nach Gewaltphänomenen gefragt, die man einigermaßen gut operationalisieren kann. Zum Beispiel wird gefragt, ob man schon einmal verprügelt worden sei. Auch das Mobbing ist zurzeit ein wichtiges Thema, also dass man – neuerdings auch im Internet – über einen längeren Zeitraum unter Druck gesetzt worden ist. So etwas wird abgefragt. Aber an Phänomene, die statistisch relativ selten sind, nämlich dass Jugendliche in organisierten Formen tätig werden, ist, auch mithilfe von Längsschnittstudien, ausgesprochen schwer heranzukommen. Es ist schwierig, da sinnvolle Aussagen zu treffen. Bei Dunkelfeldstudien geht man häufig in die Richtung, Merkmale physischer Gewalt zu erfassen. Zum Glück wird jetzt auch die Anwendung psychischer Gewalt breiter erforscht.

Abg. **Barbara Cárdenas**: Herr Prof. Dollinger, herzlichen Dank für Ihren Vortrag. Ich habe vier kleine Fragen. Erstens. Können wir uns sicher sein, dass die sogenannte Ausländerkriminalität, z. B. Passvergehen, immer herausgerechnet ist, wenn wir solche Vergleiche anstellen?

Zweitens. Wir sprechen immer von Jugendlichen. Wir wissen aber auch, dass die Mädchen sehr viel weniger belastet sind als die Jungen. Bei den deutschen Jugendlichen ist das genauso. Frage: Warum wird das nicht differenziert behandelt? Was sind Ihrer Meinung nach die Hintergründe für diese unterschiedliche Belastung, die auch bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu verzeichnen ist? Auch die Mädchen werden sicherlich Erfahrungen mit Diskriminierung machen.

Drittens. Sie haben von der Kontrolle der Migrantengruppen durch die Community selbst gesprochen. Wie kann man sich das vorstellen? Ist dieser Ansatz von uns zu unterstützen? Kommt es dadurch nicht zu Stigmatisierungsprozessen, die man nicht befürworten sollte? Soziale Kontrolle ist etwas sehr Widersprüchliches.

Viertens. Das hängt für mich auch mit dem Thema Selbstkonzept zusammen, das Sie angesprochen haben. Gibt es Untersuchungen dazu – wir haben von der Resilienzforschung gehört –, welche Faktoren dazu beitragen, dass Jugendliche, auch bei gleichen Belastungen, widerstehen können und weiterhin Integrationsbereitschaft zeigen?

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Das sind wichtige Punkte. Zu der ersten Frage nach der Ausländerkriminalität. Wenn man sich die Polizeiliche Kriminalstatistik anschaut, stellt man fest, dass sie Delikte enthält, die nur Ausländer begehen können. Es gibt da eine ganze Reihe von Verzerrungen. Deswegen sind gerade die Dunkelfeldstudien ganz besonders wichtig. Nur auf dieser Basis kann man ernsthaft darüber diskutieren, ob Migranten tat-

sächlich – wenn man das so pauschal ausdrücken möchte – krimineller sind als einheimische deutsche Jugendliche.

Es gibt ein paar Studien, in denen darauf hingewiesen wird, dass man, wenn man bestimmte Faktoren berücksichtigt, z. B. den sozialen Status und das Alter – Migranten sind im Durchschnitt etwas jünger als die einheimische deutsche Bevölkerung –, feststellt, dass man die in der PKS verzeichnete Kriminalitätsbelastung etwas niedriger ansetzen muss. Es gibt daher die Dunkelfeldstudien. Diese können, da sie mit Selbstangaben arbeiten, indem sie z. B. fragen, ob man schon einmal Opfer oder auch Täter gewesen ist, fundiert Auskunft darüber geben. – Ich denke, Sie haben mit Ihrer Frage darauf abgezielt.

Abg. **Barbara Cárdenas**: Ich meinte, ob wir bei den offiziellen Zahlen, über die wir hier immer reden, sicher sein können, dass die sogenannte Ausländerkriminalität herausgerechnet ist.

Herr Prof. **Dr. Dollinger**: Es kommt darauf an, welche Statistiken Sie sich anschauen. Wenn man sich die Polizeiliche Kriminalstatistik pauschal daraufhin anschaut, wie die Kriminalitätsbelastung von Personen nicht deutscher Staatsangehörigkeit im Vergleich zu der der Deutschen aussieht, stellt man bei Ersteren eine sehr hohe Belastung fest. Es kommt einfach darauf an, wie man weiter damit umgeht. Wie das Bundeskriminalamt bei seinen Publikationen damit verfährt, kann ich Ihnen nicht im Einzelnen sagen. Seriös ist es immer. Das BKA selbst weist immer explizit darauf hin, dass die PKS systematischen Verzerrungen unterliegt. Damit wird sehr offen umgegangen. Deswegen muss man sagen, dass es unterschiedliche Zahlenquellen gibt. Die Dunkelfeldstudien sind da besonders wichtig.

Ansonsten haben Sie völlig recht: Auch zwischen Frauen und Männern müsste man weiter gehend differenzieren. Das Geschlecht ist eine wichtige Kategorie, die man zusätzlich hineinnehmen muss. Auch das zeigt, dass der Faktor Migration allein nicht aussagekräftig ist; denn Mädchen tendieren zu anderen Bewältigungsmechanismen als Jungen. Allerdings muss man mit Pauschalisierungen vorsichtig sein. Aus der feministischen Forschung kam die Kritik, dass man da zu sehr pauschalisiert. Aber das ist eine ganz wichtige Differenzierung, die man zusätzlich beachten müsste. Ganz pauschal kann man sagen: Es zeigt sich, dass Frauen im Durchschnitt weniger dazu neigen, in diesem Bereich auffällig zu werden.

Die soziale Kontrolle durch die Migrantengruppen ist ein schwieriger Punkt. Ich habe hier eine Interpretation von Klaus Boers, dem Kriminologen von der Universität Münster wiedergegeben, der sich mit Längsschnitfforschung befasst. Das war seine Vermutung, mit der er regionale Phänomene erklärt, z. B. dass es in Duisburg keinen Zusammenhang zwischen einer erhöhten Deliktbelastung und einem Migrationsstatus gab. Man wusste das schon aus amerikanischen Studien; da gab es ähnliche Befunde. Es scheint mir eine plausible Begründung zu sein, dass Migrantengruppen Kriminalität bei ihren Angehörigen unterdrücken. Man weiß auch aus Peergruppen, dass Freunde darauf achten, dass jemand nicht völlig über die Stränge schlägt.

Inwieweit man das explizit fördern kann, ist schwer zu sagen. Das ist heikel. Die Gemeinschaften funktionieren. Wenn jemand dort gut integriert ist, ist die Wahrscheinlichkeit geringer, dass er delinquent wird. Insofern würde ich sagen: Man sollte auf jeden Fall das Entstehen von Mechanismen vermeiden, durch die Jugendliche ausgegrenzt wer-

den. Für Jugendliche mit Migrationshintergrund gilt das mit Blick auf die Mehrheitsgesellschaft und mit Blick auf die – wenn man sie so bezeichnen will – Herkunftskultur. In der Forschung wird es als sinnvoll angesehen, wenn Jugendliche nicht versuchen, völlig in der deutschen Kultur aufzugehen, sondern stattdessen eine gute Balance herstellen. Das scheint mir ein sinnvolles Ziel zu sein. In der Studie von Heinz Reinders ist es z. B. ein wichtiger Punkt, dass der Assimilationsgedanke für Jugendliche eher kontraproduktiv sein könnte.

Was die Resilienz betrifft, so haben Sie völlig recht: Widerstand gegen den Trend in Richtung Kriminalität ist durchaus möglich. Aber man sollte Migranten nicht generell einen Trend in Richtung Kriminalität unterstellen. Vielmehr gibt es bestimmte Belastungsfaktoren – die eben genannt worden sind –, und wenn die auftreten, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass Straftaten begangen werden. Aber es gibt immer noch gute Möglichkeiten, die Wirkung dieser Belastungsfaktoren zu reduzieren. Klaus Boers hat explizit betont, die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mehrfachtäter von sich aus aufhört, ist höher als die Wahrscheinlichkeit, dass er einfach weitermacht.

Man hat das Stereotyp eines Intensivtäters, der immer wieder zuschlägt, im Kopf. Das ist eine Verzerrung. Klaus Boers konnte anhand seiner Daten ganz klar nachweisen, dass die meisten von selbst wieder aufhören. Man macht es noch schlimmer, wenn man in einem solchen Fall hart draufhaut; denn die Persistenz einer Delinquenzkarriere war im Hellfeld größer als im Dunkelfeld. Das heißt, die Delinquenzkarrieren dauerten im Hellfeld länger als im Dunkelfeld. Das ist ein ganz wichtiger Befund von Klaus Boers, der auch aus dessen Studien hervorgeht. Wenn man also zu restriktiv vorgeht, macht man eher etwas kaputt. Man muss die Integrationsverhältnisse fördern und – auch über die Bildung – soziale Teilhabe ermöglichen. Die Bildungspolitik ist sehr wichtig. Dann hat man eine sehr große Chance, dass es nie zu einer Neigung in Richtung Kriminalität kommen wird.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Es liegen keine weiteren Wortmeldungen vor. – Als Nächster hat Herr Prof. Schiffauer das Wort.

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Guten Tag, meine Damen und Herren! Ich möchte zu den Fragen, die mir gestellt wurden, aus der Perspektive eines qualitativen Sozialforschers, also eines Ethnologen, Stellung nehmen. Ich treibe mich seit den 70er-Jahren in den türkischen Gemeinden in der Bundesrepublik herum, und seit Mitte der 90er-Jahre befasse ich mich insbesondere mit den islamischen Gruppen in Deutschland intensiv.

Es ist ganz klar – das wurde hier wiederholt gesagt –: Was die Belastung durch Delinquenz betrifft, so erweist sich die Gruppe junger türkischer Männer – ich beziehe mich jetzt auf Personen mit türkischem Migrationshintergrund, weil das mein Forschungsfeld ist; da weiß ich Bescheid – als eine der auffälligen Gruppen. Qualitative Studien, also meine eigenen, aber auch die von Tertilt oder Mannitz, zeigen, dass vor allem aus Nachbarschaftscliquen, aus Eckensteherkulturen gewaltbereite Gangs hervorgehen können. In diesen Nachbarschaftscliquen – im Wohngebiet, im sozialen Block – wird eine deutliche Machokultur vertreten. Es findet eine starke Selbstethnisierung statt. Das heißt, der türkische, der arabische und manchmal auch der muslimische Hintergrund werden hervorgehoben, und der Gegensatz zu Deutschen wird unterstrichen. Türkische Normen werden beschworen. Antisemitismus ist häufig anzutreffen.

Es wäre ein Irrtum, aus dieser Selbstzuschreibung bereits eine Erklärung abzuleiten. Es wäre falsch, daraus abzuleiten, dass sich diese Jugendkulturen mit dem türkischen Hintergrund erklären lassen, wenn sich die Jugendlichen auf den türkischen Hintergrund beziehen, türkischen Normen und Werte in den Mund nehmen. Das verhält sich bei den türkischen Gruppen ähnlich wie bei Brandenburger Skinheads, bei Rechtsradikalen, die sich explizit zur deutschen Kultur bekennen und die deutsche Kultur verteidigen wollen. Allerdings würden die meisten von uns zögern, die Skinheads subkultur aus der deutschen Kultur heraus zu erklären und mit einem deutschen Hintergrund zu verbinden.

Diese Selbstzuschreibungen dienen in der Regel der Positionsmarkierung. Die Skinheads berufen sich auf Deutschland; die türkischstämmigen Gruppen – oftmals sind es homogene Gruppen – berufen sich auf Türkisches, um die Differenz zu den anderen zu markieren. Gefüllt wird dieser Bezug selten, und das gilt auch für Gruppen, die das Wort „islamisch“ in den Mund nehmen. Es ist bei diesen Gruppen kein Widerspruch, sich auf den Islam zu beziehen und Alkohol konsumieren. Dieses Phänomen ist z. B. in Frankfurt am Main zu beobachten.

Selbstverständlich heißt das nicht, dass die Kultur völlig irrelevant ist. Allerdings muss man die Kultur aufbrechen. Man muss sich überlegen, welche Normen und Werte in den spezifischen Elternhäusern tatsächlich vermittelt werden, etwa in Bezug auf Geschlechtsrollen, die dann aufgenommen werden und zu einer konkreten Ausprägung einer Machokultur führen können. Dabei handelt es sich um einen sehr komplexen Zusammenhang, zu dem wir im Augenblick Untersuchungen machen, und zwar insbesondere in Bezug auf die besonders auffällige Gruppe junger Männer. Bei ihnen spielt die Vermittlung bestimmter Gendernormen mit Sicherheit eine Rolle. Sie lernen ein bestimmtes Bild vom Jungen, vom Mädchen usw. Diese Vermittlung von Genderrollen wird oft jedoch erst dann zum Problem, wenn der Vater, beispielsweise aufgrund von Arbeitslosigkeit, nicht in der Lage ist, die Rolle auszuüben, die mit dem Männerideal verbunden ist. Das heißt, es wird dann ein schwacher Vater erlebt, mit dem man sich auseinandersetzen muss, weil er den Normen und Werten, die vertreten werden, nicht standhält.

Hinzu kommt ein Teufelskreis, der oft in der Schule eintritt. Gerade türkische und arabische Jungen erleben, dass sie in der Schule einer stereotypen Wahrnehmung, einer vorgeprägten Wahrnehmung – oft von Lehrerinnen – ausgesetzt sind. Sie unterliegen einem Macho-Verdacht und erleben es oft, dass sich Lehrerinnen genötigt sehen, die Mädchen vor ihnen in Schutz zu nehmen. Sie selbst fühlen sich nicht selten abgelehnt und reagieren darauf mit aggressiv-männlichem Verhalten. Sie ziehen sich in ihre Peergroup zurück und pöbeln – sehr unerfreuliche männerspezifische Verhaltensweisen. Die Lehrerinnen reagieren verständlicherweise darauf, und daraus resultiert ein Teufelskreis gegenseitiger Ablehnung. Das passiert oft schon in der Grundschule. In der Pubertät scheinen sich diese Prozesse – das sind unsere ersten Beobachtungen – zu verfestigen. Die Pubertät ist schließlich die Lebensphase der bewussten Auseinandersetzung mit Identitätsfragen, also von der Selbstpositionierung in der Gesellschaft bestimmt.

In dieser Lebensphase wird man sich der sozialen Positionierung sehr bewusst, also der generellen Zurechnung zu einer wenig geachteten Minderheit – ich meine die Muslime –, der Klassenlage der Eltern, der Aussichtslosigkeit eines Hauptschulabschlusses und der damit verbundenen Ausgrenzung. Unsere Untersuchungen zu Hauptschulen zeigen extrem deutlich, wie scharf und eindeutig das Bewusstsein einer Chancenlosigkeit vorhanden ist.

Es ist bezeichnend, dass man in dieser Lebensphase mit äußerster Sensibilität auf Ungleichbehandlung, sprich Diskriminierung, reagiert, und auch da kommt es leicht zu ei-

nem Teufelskreis von wahrgenommener Diskriminierung, die vom Gegenüber oft gar nicht so gemeint ist. Wir hatten Fälle, in denen sich eine solche extrem gesteigerte Sensibilität zu einer Diskriminierungserfahrung „entwickelt“ hat.

In einer solchen Situation entstehen oft subkulturspezifische Anerkennungsstrukturen, beispielsweise die Eckensteherkultur, die das, was man vermeintlich oder tatsächlich erlebt, ausfüllen. Dann gibt man dem einen Namen und sagt z. B.: Wir Türken. – Umgekehrt wird eine positive subkulturelle Identifikation produziert.

Ich sage das, um an diesem Beispiel der Reproduktion von Kultur deutlich zu machen, dass dieser Prozess alles andere als mechanisch ist. Man wird mit Normen und Werten, die tatsächlich irgendwie mit Kultur verbunden sind, im Elternhaus konfrontiert. Diese Normen und Ideale haben während des Migrationsprozesses bereits eine Veränderung erhalten. Schließlich ändert sich einiges, wenn man beispielsweise vom Land in die Stadt kommt. Dies wird in einem bestimmten Kontext neu aufgegriffen, z. B. im Eckensteherkontext, im Gang-Kontext, und neu interpretiert. Der eine oder andere Wert wird herausgegriffen, beispielsweise die „Ehre“, weil sich dieser Begriff für einen Gang-Kontext wunderbar eignet, um Solidarität herzustellen. Anderes, wie etwa der Wert „Achtung“, wird eher ausgeblendet. Der klassische Respekt gegenüber Älteren oder Erwachsenen, der eigentlich vorgeschrieben ist, wird eher ausgeblendet. Mit anderen Worten: Man hat eine äußerst selektive Rezeption dieser Kultur.

Wie lebendig auch die türkische Kultur im Migrationskontext ist, sehen Sie an dem verblüffend positiven Abschneiden der Mädchen. 30 % mehr Mädchen als Jungen schaffen es, auf die weiterführende Schule zu gehen. Diese erhebliche Diskrepanz widerspricht den kulturalistischen Erwartungen. Man würde ja Ehre, Islam, „Frauen hintenan!“ usw. erwarten. Das Gegenteil ist der Fall. Mit anderen Worten: Kultur ist ein Faktor, der erklärt werden muss und der selten zur Erklärung trägt, weil er selber so dynamisch ist. Man kann also ein bestimmtes Verhalten weniger aus der Kultur ableiten, sondern man muss fragen, wie sich das, was an kulturellen Normen vertreten wird, aus dem Gesamtkonzept erklärt, und dafür sind qualitative Studien wichtig.

Noch eine Bemerkung zu den machistischen Subkulturen. Wir wissen, dass ähnliche Subkulturen in den Favelas in Lateinamerika und in den Slums Nordamerikas vorhanden sind. Wenn man kulturvergleichend vorgehen würde, würde man viel größere Ähnlichkeiten zu diesen Gruppen als etwa zu türkischen Gruppen im Heimatland wahrnehmen.

Das Interessante ist das Verhalten der islamischen Gemeinden dazu. Die islamischen Gemeinden, und zwar alle, die im Zentralrat der Muslime in Deutschland zusammengeschlossen sind, beobachten diese Entwicklung mit äußerster Sorge. Der Terminus technicus ist die „Straße“. Auf der „Straße“ passiert genau das, was ich gerade beschrieben habe, und das ist wörtlich zu nehmen. Es sind tatsächlich diese Eckensteherkulturen. Die Gemeinden versuchen – mit einigem Erfolg, wie ich meine –, dem etwas entgegenzusetzen.

Der erste Gegenentwurf, der stattfindet, ist, dass in den Moscheegemeinden dem eher machistischen Männlichkeitsbild, das auf der Straße dominiert, das Bild des islamischen Manns entgegengesetzt wird. Der islamische Mann betont – im Gegensatz zum islamischen Straßenjugendlichen – die Gleichheit in Bezug auf Sexualpraktiken. Es ist also genauso illegitim für junge Männer wie für junge Frauen, außereheliche Beziehungen zu haben. Der islamische Mann betont Gewaltfreiheit, er kann sich von Kriminalität distanzieren, und er verzichtet auf Alkohol und Drogen. Er kann das, weil dieses Bild bemerkenswert legitim ist. Hier gibt es einen Unterschied zu christlichen Gruppen. Der fromme

Christ ist bei Jugendkulturen nicht besonders hoch angesehen. Der fromme Muslim ist bei türkischstämmigen Jugendgruppen sehr hoch angesehen und wird respektiert. Mit anderen Worten: Das Bekenntnis auf den Islam kann dazu dienen, dass man nicht als Weichei, als „verdeutschte“, als Feigling etc. abklassifiziert wird und damit dem Druck der Peergroup ausgeliefert ist – im Gegenteil: Es wird als legitim erachtet, dass die Person aussteigt.

Das ist die erste Ebene, und sie hat, empirisch feststellbar, dazu geführt, dass man in den Gemeinden einer erheblichen Zahl von Aussteigern begegnet. Man trifft immer wieder Jugendliche, die einem erzählen, dass sie kurz vor dem Abkippen in Kriminalitäts- und Rauschgiftkarrieren waren oder dass sie beinahe Schule und Arbeitsplatz hinge-schmissen haben. Der Rückzug in die Gemeinden hat hier stabilisierend gewirkt. Diese haben ihnen ermöglicht, trotz der Anmache durch deutsche Kollegen die Schulausbildung abzuschließen und den Ausbildungsplatz zu behalten.

Das ist kein Zufall, sondern die Entwicklung einer aktiven Jugendarbeit, die von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich aussieht. Manchmal ist sie spiritueller, manchmal ist sie eher im Stil der Pfadfinderbewegung gehalten, beispielsweise in den Gemeinden der Milli Görüş. Diese aktive Jugendarbeit versucht, ein bewusstes Gegenangebot zu machen. Milli Görüş hat ein System von Pöstchen entwickelt. Auf drei Jugendliche kommt ein Pöstchen. Das bedeutet: innergemeindliche Karrierewege. Man kann von Posten zu Posten aufsteigen. Das bedeutet Anerkennungsstrukturen, und es bedeutet Einbindungsstrukturen. Die, die weiter sind, nehmen die Rolle eines älteren Bruders an, der gewisse Vorbildfunktionen hat und signalisiert, dass man sich auch anders verhalten kann, als auf Gewalt zu setzen. Die anderen Gemeinden machen ein eher spirituelles Gegenangebot, beispielsweise Gebete, spirituelle Exerzitien etc. Wie gesagt, da gibt es sehr große Unterschiede.

Ein bemerkenswerter Punkt ist, dass praktisch alle Gemeinden von eingewanderten Muslimen insbesondere zum Aufstieg durch Bildung ermutigen, und zwar aus einem durchaus wohlverstandenen Eigeninteresse, nämlich den Islam aus der Schmutz-ecke, aus der Region der Arbeitsmigranten und der Arbeiter bzw. Arbeitslosen herauszuführen. Verbürgerlichung ist – und das ist bemerkenswert – bei fast allen Gemeinden ein hoch angesehener Begriff, und der Weg zur Verbürgerlichung führt über Ausbildung. Das heißt, es gibt in fast allen Gemeinden eine Ermutigung der Eltern, die Kinder auf weiterführende Schulen zu schicken; das gilt für Jungen und für Mädchen. Es ist beachtlich, dass eine Gemeinde wie Milli Görüş – als ich diese 1980 das erste Mal untersuchte, war eher die Position „Frau an Haus und Herd“ – inzwischen so weit ist, dass in den Jugendabteilungen die Frauen dominieren.

Dies wird unterstützt und flankiert durch eine aktiv organisierte Nachhilfearbeit. Milli Görüş, aber auch die Gülen-Gemeinde bauen systematisch Nachhilfeunterricht auf. Die siedelt sich auf verschiedenen Qualifikationsstufen an, um den Prozess der Gendri-fizierung durch Bildung voranzutreiben.

Wenn man die Gemeinden sozusagen ins Boot holen will, was diese Integrationsfragen betrifft – dafür würde ich plädieren –, kommen der Einwand und die Frage: Macht man nicht den Bock zum Gärtner? Fördert man damit nicht parallelgesellschaftliche Strukturen? – Das ist eine ernste und wichtige Frage. Um diese Frage zu beantworten, ist es sinnvoll, den Begriff Integration etwas differenzierter zu betrachten und nicht einfach zu sagen: Der ist integriert, der ist nicht integriert. – Die Frage ist vielmehr: Was passiert, wenn Gemeinden Kinder motivieren, in die Schulen zu gehen? – In den weiterführenden Schulen – das ist ein übereinstimmendes Ergebnis, etwa von Brettfeld/Wetzel – voll-

zieht sich der Integrationsprozess. Das ist der Integrationshebel, den diese Gesellschaft hat, und wir unterschätzen oft gerade den Einfluss der Schule, vor allem auf die impliziten Curricula. Das Explizite vergessen wir ja oft; das wissen wir alle. Ich meine eine Diskussionskultur, eine Auseinandersetzungskultur, eine Debattenkultur oder den Aspekt, dem Lehrer auch einmal widersprechen zu können, ohne eins auf den Deckel zu kriegen. Das scheint eine ganz zentrale Sache zu sein.

Es zeigt sich bei allen Studien, dass die Delinquenz abnimmt und Integration stattfindet, und zwar auch normative Integration, also nicht nur in Bezug auf die üblichen Fragen, die in diesen Studien gestellt werden: Wollen Sie Freunde haben? Wollen Sie dieses oder jenes haben? – Normative Integration, Streitkultur ist gut. Auseinandersetzungen sind sinnvoll. Man muss in der Gemeinde auch einmal widersprechen können. Das kann mit religiösem Konservatismus durchaus Hand in Hand gehen. Wir haben z. B. – um es Ihnen an einem Bild deutlich zu machen – die Kopftuch-Mädels, die immer beschworen werden und die es in den Gemeinden tatsächlich gibt. Sie lernen in den Schulen zu argumentieren, um dann im Elternhaus auf den Koran zu pochen und zu sagen: Wo steht im Koran, dass ich keine Jeans anziehen darf? – Mit Jeans haben die Eltern große Schwierigkeiten. Diese Form der Auseinandersetzung wird in der Schule gelernt. Das ist eine Form der Integration und des Bekennens zu Normen, die in den Meinungsumfragen und in den einfach gestrickten Integrationsindikatoren praktisch nicht zum Ausdruck kommt.

Hinzu kommt – das war der Prozess, der mich bei Milli Görüş in den letzten Jahren fasziniert hat –, dass diese Generation, die die deutsche Schule besucht hat, in die Gemeinden zurückwirkt, und zwar in einer Weise, deren Einfluss kaum zu unterschätzen ist. Es sind diejenigen, die die einflussreichen Posten bekommen und auch bekommen müssen, denn sie haben die kulturelle Kompetenz, mit der deutschen Gesellschaft zu interagieren. Die erste Generation war sprachlos. Die zweite Generation, also die jungen Leute, die das Schulsystem hier durchwandert haben, verhandeln mit der deutschen Gesellschaft, gehen in die verschiedenen Gremien usw. Es ist diese Gruppe, die die Gemeinde seit 1999 ziemlich stark verändert hat. Diese Gruppe hat mit ihren Erfahrungen – ich habe das in meinem Buch, das dieses Jahr erschienen ist, beschrieben – den alten Islamismus der ersten Generation, der auf der Frontstellung „Westen und Islam“ beruhte, von innen überwunden, indem sie ein differenziertes Bild gezeichnet hat, das sich einerseits zu einem orthodoxen Islam bekennt, aber andererseits eine demokratische Konfliktkultur bejaht und das auch in die deutsche Gesellschaft hineinbringen will.

Wir müssen bei dem Ganzen berücksichtigen – das ist ein weiterer Punkt bei der Integrationsfrage –, dass Integration ein durchaus widersprüchlicher Prozess ist. Es ist keine eindimensionale Schiene. Wir erleben es bei allen Migranten und haben es immer schon erlebt, dass sie sich – Migranten sind Neuankömmlinge, treten von außen in ein System ein und haben es immer schwer – tendenziell mit den Oppositionsparteien identifizieren. In den 70er-Jahren waren viele in der Kommunistischen Partei Deutschlands oder bei den damaligen „Linken“. Jetzt sind sie eben in islamischen Gruppen. Es gibt also die Artikulation, über die Opposition in die Gesellschaft hineinzukommen. Das ist ein Muster, das wir oft vorfinden.

Mein Plädoyer: Wenn wir diese Gemeinschaften und Gruppen nicht abtrennen und beiseite liegen lassen wollen, sondern den Dialog mit ihnen wagen und versuchen, sie in die Lösung der Probleme, die wir haben, einzubinden, dann haben wir dafür einen Hebel, den wir ansetzen können und nicht verachten dürfen. Dies wird durch die Sicherheitsperspektive, die im Augenblick die Integrationspolitik dominiert und etwa vom Verfassungsschutz eingenommen wird, fast unmöglich gemacht. Ich habe nichts gegen den Verfassungsschutz – man könnte einiges gegen den Verfassungsschutz sagen,

aber das möchte ich jetzt nicht tun –, aber in der Perspektive zeichnet er ein relativ statisches Bild von Gruppen. Eine Gruppe wird im Verfassungsschutzbericht genannt, und es zeigt sich die Tendenz, dass sie relativ lange im Verfassungsschutzbericht bleibt. Es bedarf erheblicher Anstrengungen, um aus dem Verfassungsschutzbericht zu verschwinden. Wenn eine solche Gruppe nämlich aus dem Verfassungsschutzbericht herausgenommen wird, wird dies als „Gütesiegel“ angesehen. Hier wird also eine Dualität zwischen „verfassungsfeindlich“ und „verfassungskonform“ aufgemacht, die in der Realität den Prozessen, die in den Gemeinden stattfinden, nicht gerecht wird und deshalb problematisch ist, weil sie die Prozesse, die die Integration gerade befördern könnten, aktiv verhindert.

Der Verfassungsschutz hat eine immense Definitionsmacht. Die Innenministerien und Familienministerien sind gehalten, dem zu folgen, und sie folgen dem auch. Die Folge ist, dass Initiativen, wie beispielsweise „Hand in Hand gegen Zwangsheirat“ gestoppt wurden. Das war eine Initiative der muslimischen Jugend, an der auch einige Milli-Görüş-Vertreter beteiligt waren, die versucht haben, im Rahmen des Programms des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit dem Namen „Vielfalt tut gut“ Mittel zu erhalten. Sie wurden positiv begutachtet, und dann kam die Keule des Verfassungsschutzes. Das galt auch für die Initiativen „Dialogestan – Jugendliche für Menschenrechte“ und „Jugend gegen Gewalt“.

Das heißt, diese Initiativen – die aus den Gemeinden kommen, die aber als Problemfelder gelten, obwohl sie von der zweiten Generation getragen werden, die, weil sie aus den Gemeinden kommt, in diese hineinwirken kann – werden nicht gefördert, weil der Verfassungsschutz dagegen ist. Das ist eine Katastrophe, denn damit gräbt man genau diesen „Brückenköpfen“ in die Gemeinden das Wasser ab. Wenn diese Programme gefördert werden, dann hat man Leute, die sich mit diesen Programmen identifizieren und mit dieser Identifikation gerade diejenigen erreichen, die zu erreichen sind. Denn diese Gemeinden operieren – machen wir uns nichts vor – in den Problemgebieten, in die die deutsche Sozialarbeit keinen Fuß hineinkriegt.

Nochmals zu der Frage: Macht man den Bock zum Gärtner? – Ich glaube es nicht. Ich glaube, die Chance, die durch eine Einbeziehung dieser Gruppen in die Integrationsarbeit und in die Lösung der Probleme entsteht, ist so groß, dass man sie nicht verspielen sollte. Man darf nicht übersehen, dass man durch die Einbeziehung in den Gemeinden Prozesse auslöst, die sie zu anderen Gemeinden machen, als sie es heute sind.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Vielen Dank, Herr Prof. Schiffauer. Das war jetzt eine ganz andere Perspektive, aber wir sind es schon gewohnt, dass wir die Dinge aus sehr verschiedenen Perspektiven präsentiert bekommen.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Herr Prof. Schiffauer, herzlichen Dank. – Ich habe Herrn Prof. Pfeiffer gefragt, inwiefern die Moscheegemeinden eine große Integrationsleistung vollbracht haben, schließlich hätten die Moscheen in den 80er- und 90er-Jahren Jugendliche, die unter Umständen gefährdet waren, sozial abzudriften, aufgegriffen, ihnen quasi ein Zuhause gegeben und Sport- und kulturelle Angebote vorgehalten. Die Moscheegemeinden klagen oft darüber, dass das nicht honoriert wird. Herr Pfeiffer hat nicht so wie Sie geantwortet, sondern gesagt, dass eher keine Integrationsarbeit geleistet worden sei. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, haben die Gemeinden durchaus eine Integrationsleistung erbracht.

Ich möchte auf die Frage eingehen, ob der Bock zum Gärtner gemacht wird. Einerseits wird gewürdigt, dass die Gemeinden Integrationsarbeit leisten. Andererseits wird kritisiert, dass sie die Jugendlichen aus den deutschen Integrationseinrichtungen und -angeboten herausziehen. Das heißt, am Wochenende gibt es eben einen Korankurs, keinen Sport, und am Nachmittag findet in der Moscheegemeinde statt in einem deutschen Fußballverein Sport statt. Sie sagen, dass sich Milli Görüş in den letzten Jahren sehr stark weiterentwickelt hat. Wie ist Ihre Einschätzung? – Ist in den Moscheegemeinden heute der Ansatz da, dass man sagt: „Wir wollen Integration in den deutschen Einrichtungen und Strukturen, wir wollen nicht alles parallel anbieten und die Kinder bei uns integrieren, sondern wir wollen, dass die bestehenden Angebote angenommen werden“? Wie ist Ihre Einschätzung in der Diskussion um das Thema Antisemitismus, dass da gesagt wird: „Wir müssen uns intern mit diesen Dingen stärker auseinandersetzen, weil wir merken, bei den Jugendlichen ist ein starker Antisemitismus vorhanden“?

Aus den USA weiß ich, dass die Moscheegemeinden selber offensiv mit den Themen „Homosexualität und Islam“ oder „voreheliche Geschlechtsbeziehungen und Islam“ umgegangen sind, um in den Gemeinden diesen Prozess loszutreten. Wie ist Ihre Einschätzung dazu, dass die Gemeinden diese Themen selber ansprechen? –Vielleicht bekommen wir es gar nicht mit, dass diese Themen so offensiv angesprochen werden.

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Sie haben recht. Das Programm der Gemeinden ist Identitätsbildung und Identitätsstärkung. Das bedeutet in der Tat, dass am Wochenende Angebote in den Gemeinden gemacht werden.

Interessant wird Integration aber dann, wenn man sie nicht an den Einstellungen – das werfe ich dem Kollegen Pfeiffer vor –, sondern an den harten Erfolgen misst. Wer geht denn in die Schule? Wer hat denn einen Arbeitsplatz? Wer beteiligt sich an Foren, an christlich-islamischen Dialogen? – Wenn Sie diese Sachen betrachten, dann werden Sie eine erhebliche Zahl von Leuten aus diesen Gemeinden sehen. Das heißt, wir haben eine Integration in die „harten“ Bereiche, also in die Schule, in den Arbeitsplatz, die positiv bewertet wird – bei gleichzeitiger Differenzierung und positiver Bewertung des eigenen Angebots. Wenn man das gegeneinanderhält, meine ich, die „harte“ Integration ist wichtiger.

Die zweite Frage lautet: Was bedeutet das z. B. für den Antisemitismus? – Ich habe mit den Führungsspitzen von Milli Görüş gesprochen, und auch hier ist der Erfolg des deutschen Schulsystems bemerkenswert. Die Holocaust-Erziehung hat gewirkt. Das Problem sind zum Teil die Hodschas aus der Türkei, die angestellt werden – nicht, weil man ideologisch daran festhalten möchte, sondern weil man kein Geld hat, um in Deutschland ausgebildete Leute anzustellen. Die einen kosten 800 € im Monat, die anderen 2.500 €. Für eine Gemeinde, bestehend aus Arbeitern, die das selbst finanzieren muss, ist das ein Unterschied. Das ist das Problemfeld, und es wird versucht, dort aktiv einzuwirken und differenziert Stellung zu nehmen, wenn eine deutliche Kritik an der Palästina-Politik Israels mit der Verteidigung des Antisemitismus einhergeht. Wir dürfen nicht vergessen, dass diese Generation sehr stark die Erfahrung gemacht hat, dass die jüdischen Gemeinden in den 90er-Jahren diejenigen waren, die am lautesten protestiert haben, wenn es irgendeinen Übergriff gegeben hat. Das waren diejenigen, die sich solidarisiert haben. Das ist leider durch das In-den-Vordergrund-Stellen des islamischen Antisemitismus fast unmöglich gemacht worden. Inzwischen sind die Muslime im Diskurs von der Seite der Opfer auf die Seite der Aggressoren gewechselt. Man betont – aus welchen Gründen auch immer – den islamischen Antisemitismus. Dieser existiert und ist weit verbreitet; das hängt mit historischen Gründe und vielen anderen Gründen zusammen. Seit den 90er-

Jahren hat sich in der Sache wenig getan, aber im Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit wird er deutlich anders bewertet.

Genauso differenziert wird versucht, eine Stellungnahme zur Homosexualität abzugeben. Es gibt in den konservativen Kreisen zunehmend Homosexuelle, die sich artikulieren. Da sind also viele Sachen in Bewegung.

Herr Pfeiffer kommt zu anderen Ergebnissen, weil er ein quantitativ arbeitender Sozialforscher ist. Natürlich war seine Studie für mich äußerst irritierend, denn sie hat meine Beobachtungen diametral widersprochen. Ich habe sie mir deshalb sehr genau angeschaut und mir genau die Fragen gestellt, die er gestellt hat, um Integrations- und Kriminalitätsbereitschaft zu messen. Bezüglich der Fragen, bei denen die islamischen, religiösen Familien stark abgeschnitten haben, ist als Erstes das Erleben elterlicher Gewalt zu nennen. Die Zustimmung zu Männlichkeitsnormen erfolgte aufgrund von Aussagen wie „Ein richtiger Mann ist stark und beschützt seine Frau“ und „Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, darf man sie schlagen“. Das Dritte waren Gewaltspiele in den Familien, und das Vierte waren delinquente Freunde. Wenn ich das mit meinen Erfahrungen abgleiche, kann ich mir vorstellen, dass man mit diesem Fragenraster zu den Ergebnissen kommt, die Herr Pfeiffer erhalten hat.

Zu all diesen Sachen möchte ich aber anmerken: Kann man aus den Antworten auf diese Fragen tatsächlich eine höhere Delinquenz ableiten? Ist das in diesem Milieu tatsächlich gewaltproduzierend? – Dass es z. B. zu Gewaltspielen kommt, führe ich darauf zurück, dass diese Familien auf die Häuslichkeit der Kinder viel mehr Wert legen. Sie sitzen zu Hause, und in der Tat haben sie eine geringe Sensibilität für Gewaltspiele. Das heißt, diese Spiele werden von den Eltern nicht verboten. Das wäre ein Punkt, über den man mit denen reden und diskutieren könnte.

Abg. **Ismail Tipi**: Herr Prof. Schiffauer, ich habe großen Respekt vor Ihrer Meinung, aber sie bereitet mir auch Bauchweh. Ich kann, ehrlich gesagt, Ihre Faszination für eine sektenähnliche Struktur, wie sie bei Milli Görüş und der Gülen-Bewegung zu beobachten ist, nicht verstehen. Ich habe Angst, dass man mit solchen Meinungen diese sektenähnlichen Gruppierungen, die mit ihren Fängen wie ein Krake arbeiten, hoffähig macht. Es sind Gruppierungen, die man als Wölfe im Schafspelz bezeichnen muss. Insofern ist es meiner Meinung nach problematisch, die Dinge so zu sehen, wie Sie es dargestellt haben. Dienen die vielfältigen Angebote – Nachmittagsangebote, Hausaufgabenhilfe, Sport – dieser Gruppierungen wirklich der Integration in diesem Land, wie wir sie haben wollen, oder stärkt das nur die Machtstrukturen dieser Gruppierungen, dass sie ihre Fänge noch weiter öffnen und ahnungslose Jugendliche ködern? Inwiefern glauben Sie den Spitzen dieser Gruppierungen, dass sie ihr Gesagtes auch ernst meinen? – Schließlich haben wir Informationen darüber, was dort gepredigt wird. Intern heißt es z. B.: Heiratet deutsche Frauen, aber gebt keine Frauen an die Ungläubigen. – Oder: Organisiert euch in möglichst allen Parteien. – Da werden manchmal organisiert Befehle an einen Teil der 30.000 bis 40.000 Mitglieder gegeben. Ich habe meine Probleme damit, wenn wir diese Gruppierungen auf diese Art und Weise hoffähig machen.

Sie haben vorhin gesagt, dass Respektspersonen in diesen Kreisen, insbesondere denen, die aus dem Raum Türkei kommen, eine besondere Bedeutung haben. Sind die Jugendlichen auch untereinander gewaltbereit, oder sind sie nur gegenüber denjenigen, die nicht dazugehören, gewaltbereit? Gibt es Kontakte zu diesen Milieus, um zu versuchen, Respektspersonen zu gewinnen, die sich nicht in religiösen Kreisen betätigen? Bittet man solche Leute um Hilfe, und bezieht man sie in die Integrationsarbeit ein?

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Sie haben sehr genau das Bild gezeichnet, das der Verfassungsschutz von der IGMG und der Milli Görüş zeichnet. Dem Bild „Wolf im Schafspelz“ bin ich sehr genau nachgegangen. „Wolf im Schafspelz“ zeichnet das Bild einer schönen Fassade gegenüber der deutschen Gesellschaft, aber dahinter ist etwas ganz anderes los, genau so, wie Sie es geschildert haben.

Diese Frage hat mich sehr interessiert, und man kann sie beantworten. Das Gegenbild sind die „unterschiedlichen Flügel“. „Wolf im Schafspelz“ ist das eine Bild; es kommen unterschiedliche Äußerungen aus einer Organisation. Das andere Bild ist, dass eine Organisation unterschiedliche Flügel hat, die unterschiedliche Positionen austragen. In dem Fall sind es eine Islamismus-Fraktion und eine Post-Islamismus-Fraktion.

Wie kann man das entscheiden? – Es gab insgesamt vier Versuche der Führungsspitze in der Türkei, die Führungsspitze in Deutschland loszuwerden; das kann man belegen. Diese sind jeweils gescheitert, weil die Führungsspitze in Deutschland, die einen post-islamistischen Kurs vertritt, inzwischen eine so starke Basis in den Gemeinden hat, dass der Wille von Erbakan hier nicht umgesetzt werden konnte. Er wollte die deutsche Führungsspitze loswerden, weil sich deren Haltung in Bezug auf den Antisemitismus, auf die Polarität zwischen West und Ost, aber auch auf die EU-Mitgliedschaft der Türkei deutlich von der des alten Erbakan unterscheidet. Diese Absetz-Versuche sind gescheitert. Es gibt also einen deutlich nachweisbaren innergemeindlichen Konflikt. Eine schöne Fassade schneidet man nicht ab. Eine schöne Fassade haut man nicht kaputt.

Ich habe den Eindruck, dass diese Informationen tatsächlich der Wahrheit entsprechen. Ich bin sehr froh, dass Sie das angesprochen haben. Ich sehe das aus einer religionssoziologischen Perspektive dynamischer. Ich sehe durchaus, dass es ein Gemischtwarenladen ist. Ich sehe durchaus, dass es problematische und sehr konservative Kreise gibt. Ich teile aber nicht das Bild des „Wolfs im Schafspelz“. Ich habe den Eindruck, dass man daran gerade durch Mitwirkung und Einbeziehung in den Dialog etwas ändern kann, ohne dass man die Gruppen stärker macht. Selbstverständlich stärkt man genau die Gruppen, die man in den Integrationsprozess einbezieht. Man stärkt dadurch die Fraktionen, die für die Integration eintreten und gegen die Integrations skeptiker in dieser Gemeinde sind. Und: Der integrations skeptische Flügel ist erheblich ausgeprägt.

Es gibt auch andere Mittler. Es gibt die Gemeinden, und auch Sportvereine spielen eine gewisse Rolle. Judo- und Karatelehrer können oft eine erhebliche Autorität haben. Es gibt also weitere Mittler, die man einschalten kann.

Zur Frage, ob es Gewalt untereinander gibt. Sicher, Jugendgangs schlagen sich eher untereinander, als dass sie auf andere losgehen. Oder man sucht ethnisch andere Jugendgangs, oder es kommt zu Auseinandersetzungen zwischen Kurden und Türken. Es gibt da alles Mögliche.

Sachv. **Dr. Stefan Luft**: Ich möchte noch einmal auf das eingehen, was Frau Öztürk angesprochen hat. Herr Schiffauer, Sie waren leider nicht da, als Herr Pfeiffer hier vorgelesen hat. Die aus den unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen gewonnene, ausgesprochen gegensätzliche Einschätzung ist nämlich in der Tat frappierend.

Die Einschätzung von Herrn Pfeiffer war ausdrücklich: Je mehr junge Muslime religiös gebunden sind, desto schlechter sind sie in die deutsche Gesellschaft integriert. – Er sagt in seiner Studie, die Sie zitiert haben: Je stärker sie religiös gebunden sind, desto seltener machen sie Abitur, desto weniger deutsche Freunde haben sie, desto „niedri-

gere“ Schulformen besuchen sie und desto weniger identifizieren sie sich mit dem Land.
– Er sagt also, es ist praktisch eine gegenläufige Entwicklung.

Sie hingegen sagen – auch das ist aus der Binnenperspektive nachvollziehbar –, dass sie versuchen, sich in einem konfliktreichen Prozess auch in Richtung Aufnahmegesellschaft, wenn auch als Konservative oder Orthodoxe, zu orientieren.

Diese empirischen Ergebnisse müssen aber irgendwo zusammengehen. Sie haben gesagt: Ja, im Ergebnis zeigt sich, dass die sich auch strukturell integrieren, also in das Bildungswesen, in den Arbeitsmarkt. – Herr Pfeiffer sagt: Nein, meine Ergebnisse zeigen etwas anderes. – Insofern bitte ich Sie, zu dem Widerspruch etwas zu sagen.

Zweitens. Pfeiffer und Ceylan, aber auch andere sagen, dass eines der großen Probleme darin besteht, dass die Imame aus der Türkei nach Deutschland geschickt werden, hier nur kurze Zeit bleiben, von der Türkei aus bezahlt werden, dann wieder gehen und dass die desintegrierenden Wirkungen aus dieser Situation herrühren. Auch dazu bitte ich Sie um eine Einschätzung.

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Zur ersten Frage. Kollege Pfeiffer äußert sich nicht zu der Frage nach Schulerfolg und Arbeitsleistung. Hinsichtlich der Schule fragt er z. B. nicht: Sind Sie an einer weiterführenden Schule? – Das kann man eindeutig mit Ja oder Nein beantworten. Vielmehr fragt er: Streben Sie einen weiterführenden Schulabschluss oder das Abitur an? – Wenn jemand diese Frage verneint, dann kann ich mir dafür einige Gründe vorstellen, etwa Realismus.

Das Zweite. Diese Studien kommen mit einem großen Zahlenapparat und großer wissenschaftlicher Plausibilität daher. Es heißt dann: Die Wissenschaft hat festgestellt, dass 83 % so und so sind. – Was man hingegen machen muss, ist, sich anzuschauen, was konkret gefragt und abgefragt wurde. Da wurde eben nicht abgefragt: Haben Sie einen Arbeitsplatz? Haben Sie Ihren Arbeitsplatz behalten? – Nein, das Thema Arbeitsmarkt wurde überhaupt nicht beleuchtet. Vielmehr wurden Einstellungen abgefragt, etwa: Sollten wir eher unter uns bleiben oder mit den Deutschen zusammenkommen? – Das wurde abgefragt.

In der Tat – darauf habe ich schon geantwortet – wird eine bewusste Identitätspolitik gemacht. Es wird auch stolz auf den Islam verwiesen. Das heißt, man markiert eine Differenz. Da könnte man darüber diskutieren, wie viel Differenz diese Gesellschaft zulässt, wie viel Differenz wünschenswert ist und wie homogen wir diese Gesellschaft gestalten wollen. Das sind Fragen, die man diskutieren kann.

Zu den Imamen, die aus der Türkei kommen: Diese haben in der Tat desintegrative Funktionen. Solange die deutsche Gesellschaft die Anstellung der Imame nicht mitfinanziert, wie es bei der katholischen und der evangelischen Kirche der Fall ist, wird das so bleiben. Die islamischen Gemeinden sind selbstorganisiert. Das heißt, sie leben von ihren Mitgliedsbeiträgen. Das heißt auch, ihnen stehen nur begrenzte Mittel zur Verfügung, um Imame zu bezahlen. Deshalb greifen sie auf die zurück, die sie bezahlen können. Es gibt in den Gemeinden eine erhebliche Unzufriedenheit bezüglich dieses Zustands. Das liegt vor allem daran, dass die zweite und die dritte Generation, die die Sorgen der Gemeinden sind, diese Imame gar nicht mehr verstehen. Was die Sprache angeht, verstehen sie sie vielleicht noch. Aber was die Beratung in Lebenssituationen in Deutschland angeht, haben diese Imame schlichtweg davon keine Ahnung. In den Gemeinden herrscht also Unzufriedenheit. Daher stellt sich die Frage: Was sollen wir

machen? – Sagen Sie das einmal einer Gemeinde, die jeden Monat das Geld aus den Spenden zusammenkratzt.

Sachv. Prof. **Dr. Frank-Olaf Radtke**: Auf die Diskrepanz zwischen Pfeiffer und Schiffauer ist schon hinreichend eingegangen worden.

Herr Kollege Schiffauer, wir haben es im Augenblick – das ist anscheinend das Bild, das Herrn Pfeiffer vor Augen hat, wenn er über die Rolle der Moscheen spricht – mit Hinterhofmoscheen zu tun. Können wir einen Nutzen erwarten, wenn wir die Moscheen sozusagen aus den Hinterhöfen herausholen und ihnen den öffentlichen Raum einräumen, der einer großen Buchreligion auch in Westeuropa zukommt? – Das ist eine Frage, die nicht zuletzt im Zusammenhang mit der EU und dem Beitritt der Türkei eine Rolle spielt.

Vielleicht könnten Sie ein Wort zu dem mehrfach zitierten Buch von Rauf Ceylan sagen. Das hat uns Herr Pfeiffer heute Morgen als die entscheidende Quelle für die Einschätzung der Situation in den Moscheen genannt.

Ich möchte eine weitere Frage stellen, die mir zentral zu sein scheint. Sie haben vorhin am Beispiel der jungen Männer argumentiert, dass ein Bekenntnis zum orthodoxen Islam, soweit das Männerbild gemeint ist, durchaus einen Effekt haben kann, der nicht integrationshinderlich, sondern integrationsermöglichend ist. Es enthalte ein Integrationspotenzial, weil das islamische Männerbild durchaus in diese Richtung wirkt. Ich möchte Sie bitten, uns das auch am Beispiel der Frauen deutlich zu machen. Was passiert eigentlich, wenn sich junge Frauen mit einem orthodox-islamischen Frauenbild identifizieren, das Kopftuch tragen und diese Kombination – ich kann das aufgrund meiner Erfahrungen an der Universität bestätigen – ausprobieren, um damit zu signalisieren – das wäre meine These –, dass ihr Integrationsangebot gerade darin besteht, sich öffentlich als Muslima zu zeigen? – Die jungen Frauen sagen dann: Ich möchte genauso wie die anderen in der Öffentlichkeit sichtbar sein.

Das führt mich zu meiner letzten Frage. Wenn wir davon ausgehen müssen, dass jeder Mensch – ob mit Migration oder ohne Migration – das Problem hat, in die Gesellschaft hineinzukommen, und dabei das Problem hat, seine Identität zu finden bzw. diese als ein Mittel zu nutzen, um die Situation bewältigen zu können, in die er hineingerät, dann wäre dieser Zustand auf der individuellen operativen Ebene anzugehen.

Mich würde außerdem interessieren: Was machen eigentlich Gruppen in unserer Gesellschaft, wenn sie Identitätspolitik betreiben, also wenn sie sich als Gruppen – darüber reden wir ja, wenn wir über Gruppen wie Milli Görüş reden – sichtbar machen und damit zu erkennen geben, dass sie in dieser Gesellschaft mitspielen wollen? – Sie wollen also sozusagen dadurch integriert sein, dass sie an diesem Gesellschaftsprozess teilnehmen.

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Zu den großen Moscheen. Eines der zentralen Punkte, die in unser Themenfeld hineinspielen können, ist die jetzige Auseinandersetzung über den Islam. Die jetzige Auseinandersetzung über den Islam signalisiert den jungen Muslimen sehr nachvollziehbar: Ihr seid hier nicht erwünscht. Wir wollen euch nicht, und wir wollen den Islam nicht. – Das ist das Signal. Ich glaube, darauf können wir alle uns einigen.

Eine Gruppe, die dieses Signal erhält und sich gerade in der Pubertät verortet, reagiert mit Distanzierung zur Mehrheitsgesellschaft. Ich bedauere sehr, dass Herr Pfeiffer ge-

gangen ist, denn ich hätte gerne mit ihm über die Studie diskutiert; dazu ist jetzt keine Möglichkeit. Aber einer der Gründe, dass die Distanz zu Deutschland gerade bei frommen Muslimen so stark ist, ist alles andere als zufällig. Da liegt die Antwort nun wirklich auf der Hand: Eine Gesellschaft, die ständig Muslim-Bashing betreibt, kann mit nichts anderem rechnen.

In diesem Zusammenhang ist der Bau von Moscheen tatsächlich von erheblicher Symbolkraft. In allen Moscheen, die gebaut wurden, finden Tage der offenen Tür statt. Dies ist weit seltener in den Hinterhofmoscheen der Fall. Das liegt ganz einfach daran, dass sich der Gastgeber für diese Orte geniert. Sichtbare Moscheen sind also vergleichsweise offene Moscheen – im Vergleich zu Hinterhofmoscheen. Das heißt, man holt durch die großen und repräsentativen Moscheen den Islam in die Gesellschaften herein, und gleichzeitig bringt man die Gesellschaft in die islamischen Gemeinden hinein. Hinterhofmoscheen sind der beste Ort für segregierte islamische Strukturen.

Mit Ceylans Untersuchung bin ich im Großen und Ganzen einverstanden. Da sehe ich keine inhaltlichen Differenzen. Die Frage ist nur: Was macht man damit, was folgt daraus?

Orthodoxer Islam und Identität: Welche Möglichkeiten hat jemand, der in dieser Gesellschaft aufwächst und mit einem bestimmten Bild über die Gruppe konfrontiert ist, um seine Identität zu entwickeln? – Es gibt das starke Phänomen, dass jemand, der Zuschreibungen ausgesetzt ist, diese positiv besetzt und sich mit diesen identifiziert: „We are proud to be Muslims.“ Die Afroamerikaner in den USA sind dafür ein gutes Beispiel. Das ist ein Phänomen, das man überall sieht, wo die Distanz der Mehrheitsgesellschaft zu einem Selbstbewusstsein umgewertet wird, das es einem dann wiederum ermöglicht, mit aufrechtem Rückgrat in die Gesellschaft hineinzugehen. Das ist doch der Punkt. Es stellt sich doch die Frage, an was sich ein junger Mensch, der mit dem jetzigen Islambild konfrontiert wird, anpassen soll. Eine Anpassung wäre ja fast die Identifikation mit einem Aggressor.

Das heißt – ich versuche jetzt die Perspektive einer jungen Menschen einzunehmen; das ist keine objektive Darstellung –, eine viel positivere, vielversprechendere Haltung zu der Gesellschaft entwickelt sich dann, wenn man mit einem gewissen Selbstbewusstsein, mit Stolz auf seinen Hintergrund in die Gesellschaft hineingehen und sagen kann: Als Muslim bin ich hier voll anerkannt und Teil dieser Gesellschaft. – Dieses Signal gibt die deutsche Gesellschaft im Augenblick nicht. Und ich sehe, dass viel, was bezüglich der Islamisierung hier im Augenblick stattfindet, eine Reaktion auf die Haltung der deutschen Gesellschaft ist.

Das gilt etwa für die jungen Frauen. Die sind besonders gut beschrieben worden. Es gab zahlreiche Sozialwissenschaftlerinnen, die gerade dieses Problem aufgegriffen haben, z. B. Gritt Klinkhammer, Sigrid Nökel und Schirin Amir-Moazami. Wir haben ein ziemlich deutliches Bild davon, was bei den jungen Frauen los ist. Wir wissen, dass sie sozusagen über die Identifikation mit dem Islam eine stärkere Stellung in der eigenen Gemeinde erleben. Man hört also auf sie, wenn sie in ihrer Gemeinde das Kopftuch tragen. Sie haben ein Gewicht, das heißt, sie punkten gegenüber den Männern. Wir haben erlebt, wie der Rückgriff auf die Tradition, auf den Koran als kritisches Argument gegenüber den Eltern genutzt wird. Sie sagen zu ihren Eltern: „Ihr habt den Koran falsch verstanden. In Wirklichkeit ist der Islam emanzipatorisch.“ Ich bin weder Islamwissenschaftler noch Theologe. Mir ist es eigentlich egal, ob der Islam emanzipatorisch ist oder nicht. Für mich ist nur wichtig, wie so etwas besetzt wird. Wenn eine ganze Generation der Überzeugung ist, dass der Islam emanzipatorisch ist, dass Mohammed friedliebend ist, dann

zählt nur das. Dann ist es egal, ob der Islam emanzipatorisch oder in Wirklichkeit doch frauenfeindlich ist. Wichtig ist bei einer Religion, was man aus ihr macht. Das ist eine Erfahrung, die wir ebenso im Christentum und im Judentum gemacht haben.

Anstatt hier immer wieder zu sagen: „Ihr dreht den Islam so hin, wie es euch passt“, sollte man sagen: Hier werden Sachen neu bewertet und in der Tat anders gesehen als von der ersten Generation, und das wird weitergegeben. Dabei ist die Rolle der Frauen zentral, denn sie sind diejenigen, die die Kinder erziehen. Bemerkenswerterweise haben die islamischen Gemeinden – vielleicht aus einer männlichen Voreingenommenheit heraus – die Erziehung, damit meine ich die Ausarbeitung der islamischen Curricula, den Frauen überlassen, und was dabei herausgekommen ist, ist durchaus faszinierend. Wenn Sie sich dafür interessieren, kann ich Ihnen ein Buch von Irka Mohr empfehlen, die die islamischen Curricula analysiert hat. Die wurden von Frauen geschrieben, und das Interessante dabei ist, dass das progressivste Curriculum dasjenige ist, das von der Islamischen Föderation in Berlin umgesetzt wird. Das wird nicht bemerkt, weil sich die gesamte Diskussion nur darauf fokussiert, dass die mit Milli Görüş verbandelt ist. Hier wird ein hermeneutisches Konzept vom Islamverständnis vorgelegt, das weit fortschrittlicher und interessanter ist und bemerkenswerterweise vom Zentrum für islamische Frauenforschung ausgearbeitet wurde.

Sie sehen hier also Prozesse, die dadurch zustande kommen, dass eine neue Gruppe, nämlich die Frauen, in die Gemeinden kommt. Diese Frauen haben eine bessere Ausbildung als die Männer, weil die Frauen insgesamt gesehen besser abschneiden. Die Frauen ergreifen das Wort und setzen das um, was sie an den deutschen Schulen gelernt haben, und dies applizieren sie auf das Islamverständnis. So prägen sie das Islamverständnis der ganzen nächsten Generation.

Abg. **Alexander Bauer:** Die jüngste Äußerung, inwiefern der Islam emanzipatorisch ist, können wir in der Sitzung behandeln, in der es um das Thema Religion geht. Hinter die Äußerung kann man – ähnlich wie bei anderen Religionen, da will ich das Christentum nicht ausnehmen – ein dickes Fragezeichen machen.

Sie haben gesagt, dass die Islamisierung als Reaktion auf die deutsche Gesellschaft zu verstehen sei. Sind die Entwicklungen, die Sie in Ihrem Vortrag, aber auch in Ihrem Thesenpapier beschrieben haben, nicht Entwicklungen, die sich auch in anderen europäischen Ländern wiederfinden? – Ich denke beispielsweise an Frankreich. Insofern habe ich meine Bedenken bei dieser gewagten These.

Zu meiner eigentlichen Frage. Sie formulierten eingangs Ihres Vortrags und auch in Ihrem Thesenpapier die deutliche Machokultur als ein zentrales Problem. Inwiefern sehen Sie diese Machokultur religionssoziologisch in einem Zusammenhang mit der Art und Weise der Ausprägung der muslimischen Religiosität? Gibt es einen Zusammenhang insofern, dass diese sich verstärkt, je religiöser eine Person ist? Oder ist die Machokultur – weil Sie das ja relativieren im Verhältnis zu anderen Erscheinungsformen mit Symbolcharakter – ein Phänomen unter vielen, die sich nicht speziell mit der Religiosität in Verbindung bringen lässt?

Herr Prof. **Dr. Schiffauer:** Die erste Frage lässt ich einfach beantworten. In der Tat – und das wissen wir alle hier im Raum – ist es ein paneuropäisches Phänomen, dass der Islam zum „großen anderen“ von Europa erklärt wurde. Dazu habe ich Thesen aufgestellt; die erspare ich Ihnen. Aber deutlich ist: Wir sehen ja die Phänomene in Holland, in Frank-

reich, in England oder in Dänemark. Das heißt, genau das, was Sie sagen, unterstützt eigentlich die These, dass die Islamisierung, die in allen Ländern stattfindet, auf eine ähnliche Lage des gesellschaftlichen Diskurses antwortet.

(Abg. Alexander Bauer: Es gibt auch in den islamischen Ländern eine Radikalisierung des Islams!)

– Gut, das kann man sagen. Es ist eine globale Welle. Aber all diese Sachen schleichen sich in den verschiedenen Ländern in ganz spezifische Kontexte ein. Wir haben auch in den islamischen Ländern eine radikale post-islamistische Wende; dies sieht man im Iran, in Ägypten, bis hin zur AKP-Regierung in der Türkei, die eine deutlich andere Politik macht, als man befürchtet hat, als sie 2001 ans Ruder kam. Auch das ist sozusagen ein Offspring der Milli-Görüş-Bewegung. Das heißt, hier haben Sie eine Ausdifferenzierung und eine Politik, die durchaus heterogen ist und die dort ähnliche Bewegungen verursacht. Nur: Ob so etwas international oder transnational auftritt und an einem spezifischen Ort zündet – das ist ja die Frage –, hängt wiederum von den Bedingungen vor Ort ab.

Zur zweiten Frage, ob bewusste Religiosität die Gangkultur stärkt. Ich würde es so sagen: Die Gangkultur ist das große Problemfeld der Gemeinden. Wovor sie Horror haben, ist, dass die Kinder in diese Straßenkultur abdriften, und insofern versuchen sie, Gegenmaßnahmen einzuleiten.

Das Ganze ist im Detail unglaublich kompliziert. – Ich zeichne Ihnen kurz ein typisches Familienbild. Das Bild des islamischen Manns ist der Familienvater, der verantwortlich für seine Familie sorgt und arbeitet. Die Domäne der Frau – selbst wenn sie ausgebildet ist – ist die Erziehung der Kinder, und auch da ist ein hoher Bildungsgrad sehr sinnvoll, da eine kluge, reflektierte und gebildete Frau ihre Erziehungsarbeit weit besser vollziehen kann. Das schließt Arbeitstätigkeit zwar nicht aus, die Frau sollte der Arbeitstätigkeit aber in einem Umfang nachgehen, der mit der Familie vereinbar ist. Dieser Familialismus bestimmt das Männerbild in den Gemeinden und wird als Ideal an die jungen Männer weitergegeben. Das heißt ganz klar: Macht nicht mit Frauen rum, trinkt keinen Alkohol, schaut, dass ihr einen Beruf ergreift, macht eine Ausbildung. – Das ist die Message. Dieses bewusste Männerbild ist nur schwer mit der Gangkultur zu vereinbaren. Die Message heißt also auch: Lebt eure Opposition zur deutschen Gesellschaft aus, der Islam ist nicht die heiß begehrte Religion, die Religiosität, die ihr lebt, ist nicht „anpasslerisch“, im Gegenteil, sie hat durchaus eine kritische Spitze gegenüber der deutschen Gesellschaft. – Man kann ja durchaus das Sexualverhalten kritisieren und einen Standpunkt vertreten, von dem aus man die deutsche Ethik kritisieren kann. Zurückgetreten ist hingegen die Kritik an der Verfassung. Das findet sich bei der jungen Generation kaum. Im Gegenteil: Die Kritik geht dahin, dass die verfassungsmäßigen Rechte sehr einseitig durch die deutsche Gesellschaft interpretiert werden. Das kann man so sehen, das braucht man nicht so zu sehen, aber so sieht es die junge Generation. Es gibt sozusagen einen positiven Bezug auf die Verfassung.

Sachv. Prof. **Dr. Friedrich Heckmann:** Zwei kurze Anmerkungen. Erstens. Es gibt in den Sozialwissenschaften – ich glaube, das kann jeder nachvollziehen – die wichtige These der unbeabsichtigten Konsequenzen von Handlungen. Letztes großes Beispiel dafür: Gorbatschow wollte die Sowjetunion retten und hat sie zerstört. Sehen Sie das so ähnlich in Bezug auf das Verhältnis zwischen Milli-Görüş-Funktionären und aktiven Gemeindegliedern – die sagen, dass junge Türken im Bildungsbereich erfolgreich sein sollen – , dass die so auf den Weg der Integration kommen? Oder sind es Ihren Beobachtungen

nach Tendenzen der Identifikation, der Integration in die deutsche Gesellschaft, wie es andere meinen? Oder ist es eine Strategie, die eigentlich andere Ziele hat, aber auf einem Umweg dennoch die Integration fördert? – Sie sprachen ja die Bedeutung der Schule an.

Zweitens. Ich finde das sehr gut nachvollziehbar, was Sie darstellen, und ich halte das auch für die Stärke der qualitativen Sozialforschung. Die Frage ist aber: Wie stark sind diese Tendenzen? – Ein wichtiger Hinweis war für mich, dass Sie sagten, die Milli Görüş habe Konflikte mit der AKP in der Türkei.

(Herr Prof. Dr. Schiffauer: Ich meinte die Saadet-Partei von Erbakan!)

– Pardon, mit der Erbakan-Partei. – Gäbe es andere Indikatoren? Sie arbeiten anders als Herr Pfeiffer, und auch ich habe viele Bedenken hinsichtlich der Fragen, die er stellt, und seiner Frageformulierungen. Welche Indikatoren verwenden Sie, welche Hinweise haben Sie, damit Sie sagen können, das ist eine wichtige, relevante Tendenz?

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Für die erste Frage bin ich sehr dankbar. In der Tat habe ich, als ich über die Gemeinden gearbeitet habe, öfter an die KSZE gedacht. Die erste Generation, die Erbakan-Generation, stark islamistisch ausgerichtet, hat die Gemeinden bis etwa 2000 getragen. Diese Generation hatte das Problem, mit der deutschen Gesellschaft nicht kommunizieren zu können. Sie hat sie einfach nicht verstanden – weder sprachlich noch kulturell usw. Die Idee dieser Generation war: Wir ziehen uns einen Kader heran – einen Kader aus der zweiten Generation. Die schicken wir auf die Gymnasien, die unterstützen wir bei der gymnasialen Ausbildung, die werden dann unser Sprachrohr in der deutschen Gesellschaft sein.

Passiert ist allerdings etwas anderes. Sie haben die jungen Leute in die Schulen geschickt; die wurden entsprechend qualifiziert. Aber nur die, die die Schule erfolgreich durchlaufen haben, also auf dem Gymnasium gut waren, waren für die Führungsspitze überhaupt interessant, denn die Führungsspitze brauchte jemanden, der sich auskennt. Man brauchte keine Nieten.

Das Problem ist: Wenn man die deutsche Schule erfolgreich durchläuft, mag man die Schule. Man identifiziert sich in der Regel mit den dort herrschenden Verhältnissen. Etliche wurden Schulsprecher, etliche beteiligten sich an Veranstaltungen in der deutschen Schule, etliche wurden bei Konflikten mit muslimischen Schülern eingesetzt. Wenn es um Schwimmunterricht oder Klassenfahrten ging, hieß es: Rede du mal mit denen. – Das heißt, sie rückten innerhalb der deutschen Schule auf einmal in eine Rolle, die für sie unglaublich schmeichelhaft war. Aber auch innerhalb der Gemeinde hatten sie auf einmal diese Rolle, und sie waren diejenigen, die für die Ausländerbeiräten nominiert wurden und, wenn sie gewählt wurden, den interkulturellen Dialog geführt haben. All dies erfolgte durchaus im Rahmen der strategischen Absicht der Führungsspitze. Womit die Führungsspitze nicht rechnete, war, dass eine Identifikation stattfand, die sich jenseits ihres Einflussbereichs abspielte und nicht intendiert war. Das ist der Prozess, den ich meine.

Der Punkt war auch, dass dieser Prozess nicht nur für die Führungskader interessant war, sondern auch auf andere gewirkt hat. Die Welt um 2000 sah so aus, dass die islamistischen Positionen, wie beispielsweise die von Kaplan, für eine akademische islamische Jugend äußerst attraktiv waren. Es gab keine überzeugende Gegenposition zum Islamismus, der West und Ost einander frontal gegenübergestellt hat.

Als ich die Untersuchungen zum Kalifatstaat abgeschlossen hatte, habe ich mich gefragt: Was ist die intellektuell überzeugende Antwort darauf? – Das war der Punkt, wo mich die Milli Görüş interessiert hat, denn dort habe ich zum ersten Mal eine intellektuell überzeugende Antwort gehört. Ob die strategisch war oder nicht, weiß ich nicht. Aber für Studenten, die hier studiert haben, war diese Antwort wichtig. Mit anderen Worten: Leute, die zwar nicht am Entscheidungsprozess beteiligt, aber Mitglieder der Gemeinden waren, haben sich das angezogen. Auf einmal hatten sie als Muslime eine Perspektive jenseits von Konformismus, Anpassung und Kampf. Sie fanden stattdessen einen Ort in dieser Gesellschaft, und wenn man eine genügende Zahl solcher Leute hat, dann entwickelt das ein Momentum, das eine Gemeinde verändert.

Was sind die Indikatoren für Stärke und Schwäche? – Das ist natürlich schwer zu beantworten. Es gibt praktisch kein soziologisch sauberes Verfahren, um die Stärke und Schwäche von Flügeln abzuschätzen. Was man merkt, ist, wie groß die Rallys der jeweiligen Gruppen sind. Und eine der Rallys dieser post-islamistischen Gruppen sind die Studentengemeinden. Dort finden entsprechende Diskussionen statt. Letztes Jahr war ich auf einer Veranstaltung mit 3.000 Studenten – 2.000 Studentinnen und 1.000 junge Männer. Das zeigt das akademische Potenzial und Gewicht der Frauen in dieser Gemeinde. Aber nicht alle Studenten sind auf einem Öffnungskurs. Manche kritisieren die Führungsspitze dafür, dass sie zu kompromissbereit und „anpasslerisch“ ist. Bei der großen Mehrheit – das habe ich erlebt – ist es aber anders.

Ein anderer Indikator ist, dass das Buch, das ich über die Gemeinde geschrieben habe, in dieser Gemeinde sehr intensiv diskutiert wurde. Die jungen Leute haben sich wiedererkannt.

All das sind keine quantitativ harten Fakten. Aber die Evidenz besteht darin – ich habe 2000 mit der Forschung in den Gemeinden angefangen –, ob diese Dinge über einige Jahre konsistent sind, oder ob es Brüche gibt, ob die z. B. drinnen anders reden als draußen.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Ein Indikator für die Validität von Interviews ist natürlich die Selbstkritik der Interviewten. Ich kann das nur bestätigen. In meiner eigenen Forschung, in der ich auch Funktionäre von Milli Görüş interviewt habe, habe ich genau das bestätigt gesehen, was Sie in Ihrem jüngsten Buch beschrieben haben. In meinen Gesprächen haben die Funktionäre selbstkritisch zugegeben – das ist sicherlich ein guter Hinweis –: Je tiefer die Gemeindemitglieder in der Hierarchie angesiedelt sind, desto weniger progressiv sind sie. Das hat natürlich auch etwas mit dem Sinken des Bildungsgrades zu tun. Das wird von den Funktionären, die für diesen progressiven Kurs stehen, durchaus beschrieben.

Meine Frage bezieht sich auf das, was Herr Tipi gesagt hat. Er sprach vom „Wolf im Schafspelz“ und z. B. von der Aufforderung, organisiert in Parteien einzutreten. Wie bewerten Sie die Bestrebungen, in politischen Parteien in diesem Land aktiv zu werden? – Ich muss sagen: Ich engagiere mich selber. Ich kann jedem Muslim immer nur empfehlen: Engagiere dich in dieser Gesellschaft und partizipiere. – Das tue ich, weil ich erstens in der SPD bin und weil ich zweitens an die hohe Integrationskraft unserer Parteien glaube. Dieser Auftrag ist ja auch im Grundgesetz festgeschrieben. Wie bewerten Sie die Bestrebung innerhalb islamischer Organisationen, sich vermehrt in zivilgesellschaftlichen Strukturen, aber auch parteipolitisch zu engagieren?

Meine zweite Frage: Mir scheint es so zu sein, dass viele islamische Gemeinden einiges für ihre Integration in Deutschland tun. Der Bau von Moscheen ist ja nichts, womit die deutsche Gesellschaft die muslimischen Gemeinden in die Gesellschaft holt. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall: Ihnen werden beim Bau von Moscheen oftmals Steine in den Weg gelegt. Was muss man in dieser Gesellschaft tun, damit den muslimischen Gemeinden eine positive Identifikation erleichtert wird?

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Zunächst zur Integration. Der Eintritt in eine Partei ist die Integration ins politische System. Ich weiß gar nicht, wie man das anders bewerten will. Ein sinnvoller Integrationsfaktor wäre in der Tat, sich stark in die deutsche Parteienlandschaft einzu bringen. Selbst wenn man eine eigene Partei gründen wollte, wäre das eine Integration in das politische System. Man würde am politischen System partizipieren, sich austauschen und in die Interaktion gehen. Insofern ist das etwas, was Integration darstellt und was wir auch haben wollen. Wir wollen ja nicht, dass sich Migranten und wesentliche religiöse Gruppen aus dem politischen System verabschieden.

Sie sprachen den Gang durch die hierarchische Ordnung von oben nach unten an. Das stimmt natürlich. Die Realität in den Gemeinden sieht unten ganz anders aus als an der Spitze. Das ist sozusagen eine paradoxe Situation, die einem weit verbreiteten Bild widerspricht, denn üblicherweise befinden sich die Verführer – bildlich gesprochen – oben und die Verführten unten. In den Gemeinden ist es faszinierenderweise so, dass die Spitzen der Gemeinden oftmals aus Leuten besteht, die aus den Ortsgemeinden getürmt sind. Das ist so ähnlich wie bei den jungen Leuten, die zum Kirchentag fliehen, weil sie es in ihrer Ortsgemeinde nicht aushalten. Man kann bestimmte Diskussionen aus durchaus vergleichbaren Gründen in der Ortsgemeinde nicht führen. In der Ortsgemeinde geht es um die Organisation des Alltags. Dort herrscht in der Regel ein normativer Diskurs, in dem ein junger Akademiker oft ziemlich unfrohlich dasteht. Daher verabschiedet man sich und geht an Orte, wo interessante Diskussionen, etwa über Integration, stattfinden. Diese Diskussionen finden „oben“ statt. Es ist bemerkenswerterweise eine Folge unseres Umgangs damit, dass gerade diese Führungsspitzen sanktioniert werden, während die Gemeindemitglieder als harmlos angesehen werden; jedenfalls gilt dies in Bezug auf das Erlangen der Staatsbürgerschaft. Wenn jemand aber z. B. einen Posten in der Milli Görüş hat, bekommt er die Staatsbürgerschaft nicht. So einfach ist das.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Was kann man tun, um die positive Identifikation der muslimischen Organisationen und Mitglieder zu befördern? – Denn obwohl diese einiges tun, stimmt meiner Meinung nach, was Herr Pfeiffer sagt: Je stärker man in einer religiösen islamischen Gemeinde in Deutschland integriert ist, desto weniger neigt man dazu, sich positiv mit dieser Gesellschaft zu identifizieren, obwohl es viele Versuche der Gemeinden gibt. Was läuft da falsch? Was kann man tun?

Herr Prof. **Dr. Schiffauer**: Das wäre eine Frage, die ich gerne mit Herrn Pfeiffer diskutieren würde. Es werden einzelne Leute befragt, hauptsächlich konservative Muslime, also junge Frauen, die das Kopftuch anziehen, und junge Männer, die regelmäßig in die Gemeinde gehen, die deshalb die Äußerungen, die über den Islam hier kursieren, direkt auf sich beziehen und sagen: Damit sind wir gemeint; wir sind nicht der Teil der Gesellschaft, der hier einbezogen werden muss. – Ich würde die Distanz zur deutschen Gesellschaft genau darauf zurückführen. Jedenfalls erscheint mir dies nachvollziehbar.

Es gibt die simple Faustregel, die auch Innensenator Körting in Berlin vertritt: je mehr Einbindung, desto mehr Integration, denn jede Einbindung bedeutet das Schaffen von Brückenköpfen. Sie finden das Phänomen bei jeder Ortssparkasse: Da gibt es denjenigen, der den Kundenverkehr macht, der nach außen interagiert. In der Sparkasse ist er der Anwalt der Kunden, und gegenüber den Kunden ist er der Anwalt der Sparkasse. Genau so ist es beim interreligiösen Dialog. Bei allen Veranstaltungen ist es so, dass diejenigen, die – als Vertreter der Gemeinden – in den Dialog eingebunden sind, in den Gemeinden die Anwälte der Außengesellschaft sind, und zwar aus ganz egoistischen Gründen. Ihr Pöstchen, Ihre Anerkennung in der Gemeinde hängt daran, dass sie die Verhandlungen mit der Mehrheitsgesellschaft erfolgreich führen. Wenn jemand den Bau einer Moschee durchsetzt, dann kommt er super an. Das heißt, er wird alles dafür tun, dass sich die Gemeinde so verhält, dass es zu einer Anerkennung und nicht zu Querschüssen kommt. Dass ein Hodscha, der entlassen wird, Töne spukt, die das verhindern können, ist klar. Das heißt, das sind die Kräfte, die die Gesellschaft sozusagen in die Gemeinde bringen. So sehe ich diese Sache. Ich sehe sie nicht als schöne Fassade, sondern wenn man es prozessual betrachtet, sieht man, dass man Gesprächspartner bzw. Anwaltschaften aufbaut.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Herzlichen Dank, Herr Prof. Schiffauer. – Ich möchte eine kurze Zwischenbemerkung machen. Wir haben heute den ganzen Tag über sehr viel über den Islam gesprochen. Das ist eigentlich nicht unser Thema, aber es ist unvermeidlich. Ich sage das, weil wir eine eigenständige Runde über Islam und Integration haben. Ich rege an, dass die Obleute darüber nachdenken, bei der Gelegenheit Vertreterinnen und Vertreter des Islams zu Wort kommen zu lassen. Das müsste sich arrangieren lassen, wenn wir vernünftige Verabredungen über die Einladung von Sachverständigen treffen.

Herr **Kolmer**: Der Hessische Städte- und Gemeindebund nimmt zu den Fragen 4 und 6 Stellung. In der Kürze der Zeit war es leider nicht möglich, alle Mitgliedskommunen zu befragen.

Die bisherigen Veranstaltungen in dieser Hinsicht haben gezeigt, dass auf die muslimischen Jugendlichen und Vereine offen zuzugehen ist. Der Gefahr einer eventuellen Gewaltbereitschaft ist dadurch zu begegnen, dass partnerschaftliche kommunale Präventionsgremien gegründet werden. Die Präventionsarbeit konkretisiert sich vor allem in den Kommunen, da dort der unmittelbare Kontakt mit Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionsgemeinschaften besteht.

In der Veranstaltung mit dem Titel „Gemeinsam gegen Extremismus – Interkulturelles Miteinander in der Prävention“, die im Mai 2004 in Frankfurt stattgefunden hat, wurden im Dialog Maßnahmen diskutiert, die präventiv dafür sorgen könnten, dass junge Muslime nicht von extremistischen Gruppen angesprochen oder vereinnahmt werden. Als präventive Instrumente wurden hier als Erstes die Komplexe Berufsbildung, Sport, Stadtteilarbeit und Bildungsangebote in den Fokus genommen; das haben wir heute teilweise schon gehört.

Aufgrund der bei dieser Veranstaltung gemachten Erfahrungen beschloss die Arbeitsgruppe, dass für die Fortführung des auf dieser Veranstaltung begonnenen Dialogs mit den islamischen Verbänden und Vereinen die Benennung und Veröffentlichung eines zentralen Ansprechpartners der Landesregierung notwendig ist, um die verschiedenen

kommunalen, regionalen und landesweiten Dialogforen zu erfassen, zu begleiten und zu koordinieren.

Muslime wollen – ebenso wie die aufnehmende Gesellschaft – ein friedliches und sicheres Miteinander erleben. Deshalb hat das Aufeinander-Zugehen innerhalb der Gemeinden eine besondere Bedeutung. Es fördert auf jeden Fall das Zugehörigkeitsgefühl und die Identität der jeweiligen Stadt; das waren teilweise auch die Forderungen in den Vorträgen.

Ich darf hier zwei Beispiele aus meiner Gemeinde Dietzenbach anführen. Wir gehen am kommenden Sonntag gemeinsam spazieren. Das ist eine Veranstaltung des marokkanischen und des türkischen Moscheevereins, die einladen und so die Plattform dafür bieten, dass die Menschen, die zwar zueinander finden wollen, aber nicht wissen, wie sie es anstellen sollen, eine Möglichkeit haben, um sich zu treffen, den Geschichtslehrpfad entlangzuwandern und anschließend in der türkischen Moschee Tee zu trinken. Das ist ein kleines Beispiel dafür, wie man die Integration in der Öffentlichkeit fördern kann.

Ein weiteres Beispiel: Am 2. Januar 2011 findet eine Blutspendeaktion in der türkischen Moschee statt. Muslime laden zum Blutspenden ein. Das ist eine ganz hohe Hürde, denn wer schon einmal Blut spenden war, weiß, welche Papiere man ausfüllen muss. In diesen Papieren wird z. B. gefragt: Haben Sie gleichgeschlechtliche Partner? Hatten Sie schon einmal Geschlechtskrankheiten? – Diese Dinge werden da abgefragt. Das ist eine ganz hohe Hürde. Die marokkanische Gemeinschaft hat diese Papiere ins Arabische übersetzt und erklärt ihrer Kommune gerade, was beim Blutspenden passiert und warum diese Dinge abgefragt werden müssen. Die Moscheevereine möchten sich also mit der Dietzenbacher Gemeinde verbinden. Das ist meiner Meinung nach eine gute Antwort – das wird in Punkt 6 gefragt – auf die Frage, was man machen könnte.

Zu Frage 4. In den beiden additiven Gesamtschulen sind insgesamt 2.000 Schüler in die 5. Klasse eingeschult worden. Mit Mühe und Not haben wir zwei Hauptschulklassen einrichten können. Wir haben aber sechs Realschulklassen und sieben gymnasiale Klassen. Auch das zeigt, dass diese Bemühungen von Vorteil sein können – wenn man es ernsthaft macht.

All das findet seinen Niederschlag – wir haben ja gerade über Kriminalität gesprochen – : Wir hatten vor fünf Jahren noch 1.550 Straftaten, die den Bürger interessieren, beispielsweise Gewaltdelikte, Raubüberfälle, Autodiebstähle etc. Mittlerweile haben wir bei 34.000 Einwohnern und 13.000 Moslems nur noch 760 Straftaten zu zählen.

Das sind Dinge, die funktionieren können, wenn man genau das, was wir eben schon gehört haben, in der Gemeinde vertieft und rüberbringt. Das kostet aber irrsinnig viel Geld, und das ist die Problematik, an der die Integration möglicherweise scheitert, wenn wir hinsichtlich der Kosten nicht umdenken.

Herr Schiffauer und Herr Pfeiffer sind auf die Moscheevereine eingegangen. Wir haben zwei große Moscheevereine, den der Türken und den der Marokkaner. Bei den Türken ist es so: Bei knapp 6.000 türkische Migranten in der Stadt haben wir gerade einmal 210 Familien, und 70 Jugendliche besuchen die Koranschule. Bei den Marokkanern haben wir etwa 2.200 bis 2.300 Mitglieder. Die erreichen 450 Familien, und 260 Jugendliche gehen in die Koranschule. Da ist derzeit ein inklusives Verhalten feststellbar. Das sind Baustellen, wo wir arbeiten müssen. Das war ein Beispiel zu den Statements.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Herzlichen Dank, Herr Kolmer. Das war wiederum eine andere Perspektive. – Nun sind Sie dran, Herr Prof. Wippermann.

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren! Ich kann Ihnen wenig Auskunft über die Kriminalität und über das Gewaltverhalten von Menschen mit Migrationshintergrund geben. Wir haben allerdings sehr intensiv zu der Integration und den soziokulturellen Orientierungen von Menschen mit Migrationshintergrund geforscht.

(Präsentation siehe Anlage)

Wenn wir über Integration reden, interessieren uns in der Regel das Verhalten – Gewohnheiten, Routine, Rituale –, und klassischerweise verknüpfen wir das in den Erklärungen kausal eher mit der sozialen Lage, also mit den objektiven materiellen und sozial-räumlichen Verhältnissen. Seit mindestens drei Jahrzehnten ist es in der Soziologie selbstverständlich, dass das dahinterstehende Schichtenmodell für unsere Gesellschaft überhaupt nicht mehr angemessen ist. Man muss sich auch mit den mentalen Mustern der Menschen auseinandersetzen, also mit den subjektiven Einstellungen, den Orientierungen und den Werten. Diese Dinge stehen tatsächlich in einem Wechselverhältnis zueinander.

Das haben wir untersucht. Es ist schade, dass Herr Prof. Schiffauer schon gegangen ist; wir haben nämlich Lebensweltforschung betrieben. Wir haben Menschen mit Migrationshintergrund in über 500 narrativen Einzelinterviews qualitativ ethnomethodologisch untersucht, und dies haben wir hinterher in mehreren unabhängigen Stichproben quantifiziert. Dabei ist wichtig, dass die Gespräche in der Muttersprache oder in der Alltagssprache der Personen geführt wurden. Das ist ganz elementar; denn man muss sich authentisch ausdrücken können. Die Gespräche wurden also in der Sprache geführt, in der sich die Menschen ausdrücken wollten, und sie wurden rückübersetzt, um die Bedeutungsäquivalenz weitgehend sicherzustellen.

So haben wir uns über die verschiedenen Facetten dessen, was eine Lebenswelt ausmacht, informiert, und zwar systematisch. Das heißt, wir haben keine Integrationsstudien, sondern Lebensweltstudien durchgeführt, um zu verstehen, und Integration ist dabei ein Faktor neben vielen anderen.

Wir konnten sehr deutlich sehen, dass es in unserer Gesellschaft in der Nachkriegsgeschichte mehrere Migrationsschübe gab. Die Menschen kamen nicht nur aus der Türkei oder aus Italien, sondern sie kamen aus unterschiedlichen sozialen Lagen und Positionen in ihrem Herkunftsland. Sie kamen in eine Gesellschaft, die nicht einfach ist, sondern soziokulturell bereits differenziert war. Wir haben in unserer Nachkriegsgeschichte mehrere Etappen des Wertewandels gehabt. Dies wurde überlagert von einer Integrationspolitik, die in Deutschland in der Nachkriegsgeschichte sehr unterschiedliche Etappen durchlaufen hat. So können wir summa cum grano sehen, dass es bei den Menschen mit Migrationshintergrund ganz unterschiedliche soziokulturelle Muster gibt.

Ich möchte es hier vereinfacht darstellen: Es gibt Menschen mit traditionellen Werten und einem religiösem Dogmatismus und Menschen mit einem patriarchalischem Weltbild. Ein anderes Muster ist: Es gibt Menschen, die sich als dauerhafter Gast in Deutschland auf einem subjektiv relativ niedrigen Integrationsniveau sehen. Sie haben traditionelle Werte wie Pflicht, Akzeptanz, Sparsamkeit und Bescheidenheit. Wieder andere fühlen sich in Deutschland sozial und kulturell enturzelt; sie finden Ersatzwerte in materialistischen Orientierungen und streben nach Besitz, Status, Konsum und Genuss – wobei

ich nicht sagen möchte, dass das Ersatzwerte sind. Einem anderen dominanten Muster folgen die Menschen, die nach Emanzipation und Aufklärung streben und eine bikulturelle Orientierung haben. Sie üben also Kritik an der Herkunftskultur und an der deutschen Gesellschaft und nehmen eine kritische vermittelnde Position ein. Bei einem Muster werden diese bikulturellen Orientierungen und Identitäten aufgehoben. Es sind Menschen, die selbstverständlich integriert sind und eine nahezu postintegrative Perspektive haben. Das macht deutlich, dass der Integrationsbegriff sehr kritisch und differenziert wahrzunehmen ist.

So haben wir ein Gesellschaftsmodell der Menschen mit Migrationshintergrund entwickelt. Eine Vorbemerkung ist ganz wichtig: Das sind keine Schubladen, sondern Lebenswelten. Dieses Muster ist ein Modell. Es ist nicht die Wirklichkeit an sich. Es ist eine Sehhilfe, um zu verstehen, mit welchen Alltagslogiken und in welchen Alltagswelten die Menschen leben.

(Folie: Die Migranten-Milieus in Deutschland – Soziale Lage und Grundorientierung)

Hier sehen sie unterschiedlich große Blasen. Natürlich spielt die soziale Lage eine ganz wichtige Rolle, aber sie ist nur eine Dimension. Die soziokulturelle Grundorientierung ist eine andere, ganz wichtige Dimension.

Ich möchte Ihnen zeigen, dass es bei Menschen mit Migrationshintergrund nicht nur eine semantische Differenzierung, sondern auch eine alltagsästhetische Differenzierung gibt. Es ist eine Binsenweisheit, die wir in Deutschland mindestens seit den späten Siebzigerjahren kennen, dass sich Identität nicht nur über Semantik, Werte und mentale Muster, sondern auch über Alltagsästhetik und symbolische Rituale ausdrückt.

(Folie: Religiös verwurzelt Milieu)

Es gibt beispielsweise das religiös verwurzelte Milieu, das vormodern, sozial und kulturell isoliert ist. Wenn wir mit diesen Menschen über Integration sprechen, erkennen wir, dass sie sich selbstverständlich integriert fühlen, nämlich in ihrer Gruppe von Gleichgesinnten mit gleicher Lebensauffassung. Der politische Appell, sich zu integrieren, bedeutet für sie, ihre Gruppierung, ihr soziales Milieu, in dem sie sich beheimatet fühlen, zu verlassen.

(Folie: Traditionelles Arbeitermilieu)

Das traditionelle Arbeitermilieu hat eine ganz andere Wertauffassung. Diese Menschen fühlen sich als Gastarbeiter und sozial relativ integriert. Aber die Alltagsästhetik, die kulturelle Orientierung ist eine ganz andere.

(Folie: Entwurzelt Milieu)

Das entwurzelte Milieu: Diese Menschen befinden sich immer noch am Rand der Gesellschaft. Es sind Menschen, die nach Problemfreiheit und Heimat suchen. Sie befinden sich in keiner Solidargemeinschaft von Gleichgesinnten, die sich wechselseitig stützen können.

(Folie: Hedonistisch-subkulturelles Milieu)

Es ist ein unangepasstes Milieu. Es sind häufig Menschen aus der zweiten oder dritten Generation mit einer sehr defizitären Perspektive. Sie wollen Spaß haben und arbeiten

sich an den Erwartungen der Mehrheitsgesellschaft ab, indem sie sich verweigern und provozieren.

(Folie: Adaptives bürgerliches Milieu)

Für die Angehörigen eines adaptiven bürgerlichen Milieus ist es charakteristisch, sich möglichst vorbehaltlos und rückhaltlos in diese Gesellschaft zu integrieren. Man arbeitet immer mit Labeln, und ich war versucht, dieses Milieu „Integrationsmilieu“ zu nennen.

(Folie: Statusorientiertes Milieu)

Die Angehörigen des statusorientierten Milieus haben eine Aufstiegsmentalität und nehmen mittlerweile gesellschaftliche Positionen ein.

(Folie: Intellektuell-kosmopolitisches Milieu)

Diese Menschen sind sehr stark bikulturell interessiert und gebildet und streben nach Selbstverwirklichung, Aufklärung und Emanzipation. Für dieses Milieu ist Gleichstellung etwas ganz Wichtiges.

(Folie: Multikulturelles Performermilieu)

Es sind Menschen, die entweder hier aufgewachsen oder mit hoher Bildung nach Deutschland gekommen sind und für die allein die Frage nach der Integration eine Frechheit, eine Provokation ist. Sie fühlen sich allein durch die Frage stigmatisiert. Diese Menschen haben eine postintegrative Perspektive.

(Folie: Befund)

Der Befund ist, dass die Herkunftskultur bzw. das Herkunftsland überhaupt nicht die Milieuzugehörigkeit bestimmt. Herr Pfeiffer spricht von dem Migrantenmilieu. Es gibt nicht das Migrantenmilieu. Es gibt auch nicht das Milieu der Türken, das Milieu der Polen oder das Milieu der Italiener in Deutschland. Das Milieu gibt es einfach nicht. Vielmehr gibt es eine große Vielfalt.

Menschen aus einem Herkunftsland verteilen sich auf ganz verschiedene Milieus, und in einem Milieu finden wir Menschen ganz verschiedener Herkunftskulturen. Das heißt de facto – und das lässt sich quantitativ und qualitativ sehr gut belegen –, dass man von der Herkunftskultur nicht auf das Milieu, also auf die Lebenswelt der Menschen, schließen kann. Man kann auch nicht vom Milieu auf die Herkunftskultur schließen. Die Kurzschlüsse, die heute gelegentlich angeklungen sind, sind einfach nicht zulässig.

(Folie: Anteil der in Deutschland Geborenen)

Einige quantitative Daten. Zum Anteil der in Deutschland Geborenen: Rot markiert sind die Milieus, bei denen der Anteil stark überdurchschnittlich ist, blau markiert sind diejenigen, bei denen der Anteil stark unterdurchschnittlich ist. Es sind vor allem die Milieus am rechten Rand dieser Gesellschaft – womit kein politisch rechter Rand gemeint ist. Diejenigen, die nicht in Deutschland geboren sind, befinden sich eher in diesen traditionelleren Segmenten. Sie sehen, dass das keine Sortierung nach der sozialen Lage ist. Vielmehr ist sie soziokulturell gestaffelt.

(Folie: Schulbesuch in Deutschland)

Es geht darum, wo man zuletzt zur Schule gegangen ist. Sie sehen, das multikulturelle Performermilieu ist mit 60 % vertreten, das religiös verwurzelte Milieu hingegen nur mit 16 %. Das ist ein unwahrscheinlicher Spagat, und dieser Spagat zeigt sich auch innerhalb einer Ethnie, also zwischen den Türken, zwischen den Polen.

(Folie: Verbundenheit mit Deutschland)

Gemeint ist die subjektive Verbundenheit mit Deutschland. Wir sehen hier denselben Spagat. Diese Milieus sortieren sich eben nicht nach der sozialhierarchischen Lage, nach der Bildung. Bildung ist zwar wichtig, aber Bildung ist nur eine Dimension. Es ist eine soziokulturelle Orientierung. 11 % im religiös verwurzelten Milieu fühlen sich mit Deutschland verbunden.

(Folie: Verbundenheit mit dem Herkunftsland)

Bei der Verbundenheit mit dem Herkunftsland kehrt sich dieses Verhältnis um. Wir sehen, dass sich 35 % der Intellektuell-Kosmopolitischen mit ihrem Herkunftsland verbunden fühlen. Aber auch bei der Verbundenheit mit Deutschland sind es nur 38 %. Das heißt, Menschen aus diesem Milieu nehmen diese Frage in einem solchen Fragebogen völlig anders wahr als andere Menschen, und deshalb ist zu Recht gesagt worden, dass man mit quantitativen Fragebögen bei der Interpretation sehr vorsichtig umgehen muss.

(Folie: „Ich weiß gar nicht, in welche Kultur ich gehöre“)

Das ist ein wichtiger Indikator. Hier sehen wir tatsächlich eine sehr starke sozialhierarchische Differenz. Das sind gerade die Milieus am unteren Rand der Gesellschaft. Wir wissen aber auch, dass es die Unterschicht gar nicht gibt. Vielmehr gibt es bei Menschen am unteren Rand der Gesellschaft ganz unterschiedliche Orientierungen.

(Folie: Verkehrssprache Deutsch)

Das heißt: In welcher Sprache unterhält man sich mit den engsten Freunden und Bekannten? Deutsch sprechen vor allem diejenigen, die den gehobenen, moderneren Segmenten zuzurechnen sind. Dies gilt weniger für die, die den eher traditionellen Segmenten am unteren Rand der Gesellschaft angehören.

Wichtig ist auch, wie wir solche Daten zur Kenntnis nehmen. Wenn wir von einer französischen oder einer brasilianischen Familie, die in Deutschland leben, hören, dass in ihrer Familie portugiesisch oder französisch gesprochen wird, sagen wir: Wow, die wachsen hier bikulturell und zweisprachig auf. – Wenn wir das von Türken hören, nehmen wir das mit einer völlig anderen Vorcodierung auf. Das heißt, auch unsere Rezeption gilt es dabei zu reflektieren.

(Folie: „Ich verbringe viel Zeit mit Menschen, die den gleichen Migrationshintergrund haben wie ich“)

Das ist ein Indikator, der die soziale Schließung zu erfassen versucht. Da sehen wir: Im religiös verwurzelten Milieu sagen 84 % dieser Menschen: Ja, das ist so. – Das ist noch ein relativ weicher Indikator.

(Folie: „Ich habe noch nie eine deutsche Familie zu Hause besucht“)

70 % der Menschen aus dem religiös verwurzelten Milieu sagen: Das habe ich noch nie getan. – Was den Begriff „religiös verwurzelten Milieu“ und andere betrifft: Verzeihen Sie mir, dass ich diese Label verwende – man tauft das Kind irgendwie –, aber man muss wirklich verstehen, was dahintersteckt. Das heißt, diese Milieus unterscheiden sich sehr stark hinsichtlich ihrer soziokulturellen und ethnischen Schließung. Insofern kann man nicht sagen: Es sind die Polen oder die Türken, für die das gilt. – Daher muss man sich hier die Lebenswelten sehr genau anschauen. Diese Schließung finden wir allerdings auch bei 25 % derjenigen vor, die dem hedonistisch-subkulturellen Milieu angehören.

(Folie: Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen, Deutsche/Migranten gesamt/(Spät-)Aussiedler/Türkischstämmige)

Schauen wir uns Daten des Statistischen Bundesamts zu den erreichten Schulabschlüssen der 20- bis 29-Jährigen an: Die Balken ganz links stellen die autochthonen Deutschen dar. Die Balken rechts daneben stehen für die Menschen mit Migrationshintergrund insgesamt, die Balken, die man als dritte von links sieht, für die Spätaussiedler und die Balken ganz rechts für die Türkischstämmigen. Wir sehen: 44 % derer, die einen türkischen Migrationshintergrund haben, haben einen Hauptabschluss, und 13 % der Altersgruppe, in der die Berufseinmündung stattfindet, haben keinen Schulabschluss.

(Folie: Erreichte Schulabschlüsse der 20-bis 29-Jährigen, Türkischer Migrationshintergrund)

Schauen wir uns das einmal differenzierter an. Schauen wir uns jene an, die einen türkischen Migrationshintergrund haben. Jetzt differenzieren wir nach Geschlecht. Wir sehen, dass zwar 48 % der Männer und 41 % der Frauen einen Hauptschulabschluss haben, aber 16 % der Frauen überhaupt keinen Schulabschluss aufweisen. Das heißt, die Möglichkeit der Integration in die Gesellschaft, auch was die Chance betrifft, einen Ausbildungsplatz zu bekommen, ist für viele Frauen kaum vorhanden. Die Chancen sind hier außerordentlich gering.

(Folie: Erreichte Schulabschlüsse der 20-bis 29-Jährigen, Zugewanderte Türken)

Wir müssen allerdings noch einmal differenzieren. Wenn wir uns diejenigen mit türkischem Migrationshintergrund anschauen, die zugewandert sind, sehen wir, dass die Zahlen noch dramatischer sind. Ich betone: Das sind nicht meine Zahlen, sondern Zahlen des Statistischen Bundesamts. 28 plus 41 % der Frauen, die zugewandert sind, also 69 %, haben entweder nur einen Hauptschulabschluss oder gar keinen Schulabschluss. Das ist Wahnsinn.

(Folie: Erreichte Schulabschlüsse der 20-bis 29-Jährigen, Nachkommen von zugewanderten Türken)

Wenn wir uns allerdings die Nachkommen von zugewanderten Türken anschauen, d. h. jene, die in diesem Lande geboren, aufgewachsen und sozialisiert sind, stellen wir fest, dass sich die Verhältnisse völlig anders darstellen. Ein Fünftel der Frauen hat Fachabitur oder Abitur. Wir sehen aber auch, dass 47 % der jungen Männer nur den Hauptschulabschluss erreichen. Es ist also unbedingt notwendig, hier auch nach Geschlechtern zu differenzieren.

(Folie: Erreichte Schulabschlüsse der 20-bis 29-Jährigen, Spätaussiedler: Frauen und Männer)

Bei den Spätaussiedlern zeigen sich ähnliche Unterschiede, was die Geschlechterdifferenzierung betrifft. Die Frauen tendieren dazu, höhere Bildungsabschlüsse zu erreichen.

(Folie: Milieuverteilung, 14- bis 29-jährige Menschen mit Migrationshintergrund; alle Ethnien)

Wenn wir uns die Phase der Jugend- und der Postadoleszenz, also die Phase der Einmündung in das Ausbildungs- und Berufssystem, anschauen, sehen wir, dass in der Jugendphase sehr viele Jugendliche, und zwar unabhängig von der Ethnie, vor allem im multikulturellen Performermilieu oder im hedonistisch-subkulturellen Milieu anzutreffen sind. Das ist für einen Großteil der Jugendlichen schlichtweg ein Übergangsstadium in der Phase der Adoleszenz; das wissen wir auch von deutschen Jugendlichen.

Wir wissen allerdings auch, dass es nach der Adoleszenz eine Diffusion in andere Lebenswelten gibt. Wir sehen aber bei den Menschen mit Migrationshintergrund, dass es solche Distinktionslinien gibt, also ein Auseinanderdriften entweder in Milieus der Mitte oder der gehobenen Segmente oder in Milieus der modernen Unterschicht. Wir haben qualitative Beweise dafür – quantitative Beweise sind außerordentlich schwer zu bekommen – , dass ein Teil der Frauen in der Altersgruppe ab 20 Jahre wieder ins religiös verwurzelte Milieu der Eltern rutscht, also in die eigene Umklammerung. Diese verlieren wir dann einfach aus dem Blick.

(Folie: 14- bis 29-Jährige, Lernen, mich bilden „mache ich gern/besonders gern“)

Wir sehen, dass hier tatsächlich eine sozial-hierarchische Differenzierung stattfindet. Das heißt, dass eine solche Motivation in Milieus am unteren Rand der Gesellschaft eher weniger ausgeprägt ist. Ich muss immer wieder betonen, dass hier immer ein sozial erwünschtes Antwortverhalten zu berücksichtigen ist. Wer sagt denn schon: „Ich bilde mich nicht gern“?

(Folie: Milieuverteilung, 14- bis 29-jährige Männer mit türkischem Migrationshintergrund)

Wenn wir uns die Milieuverteilung von Männern mit türkischem Migrationshintergrund anschauen – es ist wichtig, diese Kombinationen zu begreifen –, merken wir, dass es in der Gesellschaft, in der Selbstwahrnehmung und in der Identitätsfindung tatsächlich solche Distinktionsschranken gibt, nach unten ebenso wie nach oben. Das heißt, die Vorstellung, die türkischen Männer seien eine in sich homogene, solidarische Gruppierung, ist einfach irrig.

(Folie: Milieuverteilung, 14- bis 29-jährige Frauen mit türkischem Migrationshintergrund)

Frauen mit türkischem Migrationshintergrund sortieren sich wiederum ganz anders. Das heißt, es gibt unterschiedliche Segmente in dieser soziokulturellen Landschaft, und zwar selbst innerhalb einer Ethnie.

(Folie: Milieuverteilung, 14- bis 29-jährige Männer mit türkischem Migrationshintergrund)

Ich komme noch einmal auf die Männer zurück. Wir sehen, über 55 % befinden sich in Milieus am unteren Rande der Gesellschaft. Das ist ein alarmierendes Zeichen. Es bedeutet aber nicht, dass alle türkischen Männer dort sind. Vielmehr müssen wir unbedingt

unterscheiden. Diejenigen, die in oberen Segmenten, also im statusorientierten, intellektuell kosmopolitischen oder multikulturellen Performermilieu, sind auch keine Einzelfälle. Das sind keine Einzelfälle, aber so werden sie in der Öffentlichkeit sehr häufig dargestellt. Das sind quantitativ sehr erhebliche Anteile.

(Folie: Milieuverteilung, 14- bis 29-jährige Männer, Spätaussiedler)

Bei den Spätaussiedlern ergibt sich ein ähnliches Bild. Auch dort sind innerhalb einer Ethnie solche Distinktionsschranken zu beobachten. Diese kann man aber in Fragebögen, in denen die Leute etwas ankreuzen sollen, quantitativ unglaublich schwer messen. Man muss zu den Menschen gehen und versuchen, zu verstehen. Verstehen ist das Wichtige. Es geht also darum, den subjektiven Bedeutungshorizont der Menschen und ihre Identität – wo gehöre ich hin, wo gehöre ich nicht hin, wo will ich hin, wo will ich nicht hin? – zu rekonstruieren; das war die Aufgabe.

(Folie: Fazit)

Fazit: Es gibt einen sehr engen Zusammenhang – ich würde auch von einem kausalen Zusammenhang sprechen – zwischen der sozialen Lage, der Migrationsgeschichte und der soziokulturellen Grundorientierung sowie dem Grad der faktischen Integration, der Integrationsbereitschaft und auch der Integrationsfähigkeit. Hier muss künftig etwas mit ins Spiel kommen, was bisher vernachlässigt wurde, nämlich dass die Menschen mit Migrationshintergrund – ebenso wie die autochthonen Deutschen – sehr unterschiedlich mit sozialem und kulturellem Kapital ausgestattet sind. Wenn ich hier von Kausalität spreche, meine ich eine wechselseitige Kausalität. Von eindimensionaler Kausalität als Zugang halte ich sehr wenig.

(Folie: Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen? – Teil 1)

Welche Maßnahmen wären hilfreich? Ich glaube, dass es notwendig ist, eine zielgruppenorientierte Gesamtstrategie anzulegen. Zielgruppenorientiert bedeutet nicht, dass man sagt: „Wir kümmern uns jetzt um die Türken oder um die Polen oder um die Spätaussiedler“, sondern dass man Gruppen identifiziert, bei denen die Ethnie, das Geschlecht, die Alterskohorte und vielleicht sogar die Migrationsbiografie und Milieuzugehörigkeit eine Rolle spielen. Aber so plakativ, eingängig und stereotyp wie bisher kann es nicht weitergehen. Ich glaube, dass Maßnahmen lokal, aber vernetzt stattfinden müssen.

Was in der bisherigen Debatte immer im Vordergrund steht, ist eine Defizitperspektive. Ich glaube, dass stattdessen eine zielgruppenorientierte Ressourcenperspektive – dabei geht es darum, welches soziale und kulturelle Kapital diese Menschen haben – sehr wichtig wäre.

Wenn Sie sich einmal den Integrationsbegriff, wie er im Raume steht, vor Augen führen, dann werden Sie feststellen – wir sind mittlerweile darüber hinaus, zu sagen, dass jemand integriert oder nicht integriert ist –, dass dem Integrationsbegriff intrinsisch eine Skalierung von null bis 100 % zugrunde liegt. In dieser Skalierung von null bis 100 % steckt eine Defizitperspektive. Bei 80 % ist man noch nicht ganz integriert. Ist man denn bei 90 % ganz integriert? Wie misst man das?

Wir projizieren diesen Integrationsbegriff nur auf die Menschen mit Migrationshintergrund und gehen davon aus, dass autochthone Deutsche selbstverständlich integ-

riert sind. Wir haben einige Ausfälle, beispielsweise Extremisten. Trotzdem gehen wir davon aus, dass Menschen mit Migrationshintergrund per se nicht integriert sind und sich diese Integration erarbeiten müssen. Ich glaube, hier muss man den Blick ein wenig weiten und den Integrationsbegriff öffnen.

Darüber hinaus glaube ich, dass Maßnahmen durch eine professionelle mediale Kommunikation begleitet werden müssen, und zwar durch Wortsprache und durch Bildsprache. Hier muss man sehr vorsichtig sein, damit man nicht gleich wieder Stereotype erzeugt; denn die Menschen sind es heute gewohnt, in Bildern zu kommunizieren. Alltagsästhetik sortiert unsere soziale Struktur, und Alltagsästhetik ist keine Ornamentik. Alltagsästhetik sortiert unsere Identität.

Ich glaube, ein Ziel muss es sein, diese Mechanismen der sozialen Schließung durch Prävention und Intervention aufzubrechen, und ich glaube, dass die gehobenen Milieus und die Milieus der Mitte tatsächlich eine Brücke sein könnten.

(Folie: Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen? – Teil 2)

Darüber hinaus glaube ich – und damit schließe ich auch –, dass der Blick zunehmend auf die Schulen und die Kitas gerichtet werden muss; das wurde heute schon angedeutet; denn die informellen Interaktionen – ich meine nicht die formellen Bildungsabschlüsse – an der Schule sind der größte Einfluss. Es gibt zahlreiche Studien – zuletzt die große EURYDICE-Studie, in der 29 Länder europaweit untersucht wurden –, die festgestellt haben, dass in den Schulen in Deutschland traditionelle Rollenstereotype massiv verankert sind und dass dies nicht auf eine genetische Ursache zurückgeführt werden kann. Diese traditionellen Geschlechterstereotype werden wohl durch ethnische Stereotypen verstärkt, die die Menschen aus ganz bestimmten Milieus bzw. aus ihrer Herkunftskultur mitbringen. Solange wir diesen Aspekt der Schulkultur unangetastet lassen, kommen wir hier nicht sehr viel weiter.

Ich glaube, dass das Thema Jungen sehr wichtig ist. Es gibt seit einigen Jahren eine Maßnahme in der Jungenpädagogik. Hier wäre zu prüfen, ob diese anschlussfähig ist.

Da wir es insbesondere mit Rollenvorstellungen zu tun haben, halte ich es für wichtig, in diesem Zusammenhang rollenpolitische Ansätze einzubeziehen. – Ich danke Ihnen.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Herzlichen Dank, Herr Prof. Wippermann. – Ich eröffne die Aussprache. Frau Kollegin Öztürk, bitte schön.

Abg. **Mürvet Öztürk**: Herr Prof. Wippermann, herzlichen Dank für die Aufbrechung der Vorstellung von statischen Gruppen, die in manchen Köpfen vorhanden ist: die Migranten, die Ausländer, die Türken. Insofern finde ich, dass Sie mit Ihrer Milieustudie einen wichtigen Beitrag dazu geleistet haben, dass dieses Bild aufgebrochen wird.

Sie haben zum Schluss von der „Problemgruppe“ – das sage ich in Anführungsstrichen – der Jungen gesprochen. Wir haben heute die ganze Zeit gehört – sei es der Beitrag von Herrn Schiffauer, sei es der Beitrag von Herrn Dollinger –, dass in vielen Familien mit Migrationshintergrund oder islamischem Hintergrund diese tradierten Rollenbilder eine wichtige Funktion haben.

Welcher Instrumente müssen wir uns bedienen, wenn wir die Jungen als Zielgruppe in den Fokus nehmen und mit ihnen arbeiten wollen? Welche Rolle spielen Ihrer Meinung nach die weiblichen Menschen mit Migrationshintergrund – damit meine ich z. B. die Mutter der Familie –, um an die „Problemgruppe Männer“ heranzukommen? Ich weiß nicht, ob Ursache und Wirkung immer richtig interpretiert werden. Haben Sie dazu Erkenntnisse bzw. liegen Ihnen dazu Erfahrungen vor, die Sie uns mitgeben können?

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Ich halte wenig davon, zu sagen: Ich habe den goldenen Schlüssel und die Lösung, und wenn Sie den Hebel umlegen, dann sind Sie am Ziel. – Diese tradierten Rollenbilder sind nicht ein Problem der Jungen. Vielmehr betreffen solche geschlechtsspezifischen Rollenbilder beide Geschlechter. Insofern denke ich, dass man immer beide Geschlechter mit in den Blick nehmen muss. Daher spielen die Frauen eine ganz wichtige Rolle. Die Mütter haben eine Schlüsselfunktion bei der Vermittlung von Rollenbildern.

Deswegen ist es ganz wichtig, an die Frauen heranzukommen. Wir wissen aus unseren Studien, dass Frauen aus bestimmten Ethnien und bestimmten Milieus große Schwierigkeiten haben, ihre Kinder in die Kita zu geben. Ich möchte davor warnen, zu sagen, dass sie aus religiösen Gründen Schwierigkeiten damit haben; das wäre ein Stereotyp, von dem ich mich distanzieren würde. Aber es gibt große Vorbehalte, die eigenen Kinder in die Kita zu schicken. In die Schule müssen sie dann. Das ist klar. Aber in die Kita müssen sie eben nicht. Daher wäre es hilfreich, zu überlegen, welche Mechanismen es in diesem Bereich gibt. – Das wäre ein Ansatzpunkt.

Wir wissen auch aus Studien, die eigentlich nichts mit Migranten zu tun haben, dass in Deutschland der Anteil der Männer, die in Kitas arbeiten, außerordentlich gering ist. Das heißt: Wen erleben denn die Kinder, bis sie in die weiterführende Schule kommen? In der Regel sind Frauen die Erziehungspersonen. Insofern wäre es wichtig, Männer in die Erziehungsberufe hineinzubekommen. Das hat bis hin zur Bezahlung sehr viele Konsequenzen. In vielen Segmenten haben wir noch ein traditionelles Rollenmodell. Viele junge Männer stellen sich die Frage, ob ein Mann mit dem Gehalt eines Erziehers eine Familie ernähren kann. Sie sagen erst einmal Nein.

Die Schlüsselfiguren sind die Frauen. Aber um den Männern ein anderes Männerbild, ein anderes Vaterbild vermitteln zu können, wäre es ganz wichtig, auch Männer in die Erziehungsberufe, also in die Kitas, hineinzubekommen.

Abg. **Alexander Bauer**: Sie haben zwischen den Begriffen sehr stark differenziert und auch versucht, die Menschen in die entsprechenden Milieus „einzuteilen“; das setze ich in Anführungszeichen. Mich interessiert, ob man nicht allen Gruppen in den jeweils differenzierten Bereichen eine Hilfestellung anbieten könnte, die davon ausgeht, dass nicht nur die schulische Leistung, sondern auch die Sprachkompetenz ein wichtiger Faktor ist. Könnten Sie der Aussage zustimmen, dass die Förderung der Sprachkompetenz und das damit verbundene Förderangebot ein wichtiges Kriterium zur Hebung der Integrationsleistung in allen von Ihnen geschilderten Milieus sein könnte?

Könnten nicht alle Milieus davon profitieren, Grundkenntnisse über Land und Leute zu haben? Ich formuliere es ein bisschen abstrakt, weil ich davon ausgehe, dass Sie verstehen, welcher Gedanke im Hintergrund steht. Staatsbürgerliche Grundkenntnisse könnten in allen Gruppierungen zu einer Basis für das gedeihliche Miteinander der unterschiedlichen Gruppierungen in der deutschen Mehrheitsgesellschaft führen; aller-

dings räume ich ein, dass der Begriff „deutsche Mehrheitsgesellschaft“ so nicht stehen bleiben kann.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Herr Kollege Bauer, Bildung hat noch niemandem geschadet. – Bitte schön.

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Ich stimme Ihnen teilweise zu. – Sprachkompetenz ist natürlich etwas Elementares. Da muss ich nur auf die Ursprünge der Soziologie verweisen: Kommunikation ist immer symbolisch vermittelte Kommunikation, und man integriert sich, indem man sich ausdrückt und eine Resonanz erfährt. Nur daher weiß man, wer man ist. Wenn ich nur mit gleich gesinnten Fremden kommuniziere, stabilisiere ich meine Identität als Fremder.

Was mich seit einiger Zeit umtreibt, ist die Frage, welche Botschaft wir mit Forderungen wie „Sie müssen hier natürlich Deutsch sprechen“ und „Sie müssen Deutschland, die Geschichte und die Leute kennen“ latent transportieren. Es ist erst einmal die Botschaft: Ihr habt ein Defizit, und das müsst ihr beseitigen, weil ihr Teil dieser Gesellschaft seid.

Bei 15 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund stellt sich die Frage, ob das 15 Millionen defizitäre Menschen sind oder ob diese Menschen nicht auch Reichtum mitbringen, also kulturelles Wissen, an dem wir gar nicht zu partizipieren interessiert sind. Ich frage mich auch, ob die Fähigkeit, Deutsch zu sprechen, nicht auch voraussetzt, dass die Menschen ihre eigene Sprache sprechen und kultivieren. Das heißt, wird eine Art Doppelsprachigkeit gefördert?

Ich bin kein Pädagoge. Ich kann nur gucken, welche Sinnstrukturen die Menschen haben und welche Botschaften wir ihnen vermitteln. Aber wenn wir ihnen ständig sagen: „Ihr habt ein Defizit, das ihr aufzuholen habt“, stellt sich die Frage, ob wir damit nicht eher Barrieren und Hemmnisse erzeugen und gerade den Zustand stabilisieren, den wir mit diesen Forderungen eigentlich beheben möchten.

Ich komme noch einmal auf den ersten Teil zurück. Ich stimme Ihnen zu, dass das Beherrschen der deutschen Sprache elementar wichtig ist.

Sachv. **Marc Phillip Nogueira**: Vielen Dank für die differenzierte Darstellung der unterschiedlichen Milieus. – Bei so viel Differenzierung stelle ich mir natürlich die Frage, was das für die Integration bedeutet. Wie kann man dann noch Problemgruppen dingfest machen? Vielleicht liegt die Lösung des Problems auch darin, dass man eher auf die Beschreibung der Probleme als auf die Beschreibung der Gruppen abstellen sollte. Würden sie mir recht geben, wenn ich sage, dass es weniger darum geht, Akteure als Träger von Problemen zu identifizieren, sondern vielmehr darum, die sozialen Probleme zu erkennen? Geht es nicht darum, diese als sozialrelevant zu beschreiben und zu schauen, wen diese betreffen, um entsprechende Hilfeangebote vorzuhalten? Das ist natürlich eine ganz andere Logik.

Ich bin für eine Differenzierung. Aber man kann auch bis ins Endlose differenzieren. Dann verliert man jede Begrifflichkeit.

Ein zweiter Komplex, der mir beim Lesen Ihres Skripts aufgefallen ist, ist Ihre Ablehnung der intrinsischen Motivation. Diese begründen Sie zwar gut, aber sie erscheint mir ein

bisschen behavioristisch. Auch Ihr Bezug auf die frühe Soziologie erweckte bei mir den Eindruck, dass Sie unterschätzen, welche Rolle in soziokulturellen Verhältnissen und Wechselwirkungen – auch wenn diese determiniert sind – die Willentlichkeit der Akteure spielt. Also, man kann es auch positiv wenden und sagen: Es ist doch so, dass es, obwohl wir in Deutschland eine relative Benachteiligung von Personen mit Migrationshintergrund haben, viele Personen gibt, die trotz der Widrigkeit der Verhältnisse ihren Willen einsetzen, um Erfolge zu erzielen, und das schaffen. Geht nicht auch diese positive Wendung verloren, wenn Sie allzu behavioristisch argumentieren?

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Ich mag vieles sein, aber ich bin ganz gewiss kein Behaviorist. Ich muss schlichtweg gestehen: Ich habe Ihre Frage nicht verstanden. Die Frage im Fragenkatalog nach der intrinsischen Motivation habe ich nicht verstanden. Ich glaube, dass die Frage nach der gesellschaftlichen Integration immer auch eine Frage nach der kulturellen Dimension ist. Man integriert sich schließlich in ein soziales Kollektiv, wie immer dieses auch gestaltet sein mag. Insofern habe ich Ihre Frage nicht verstanden.

Zur Frage der weiteren Differenzierung der Zielgruppen. Ich weiß natürlich: Wenn man die verschiedenen Ethnien nach Geschlecht, Milieus, Migrationsbiografie und Altersgruppen differenziert, freut sich der quantitativ arbeitende Sozialforscher, weil er seine Stichprobe auf 40.000 oder 45.000 Teilnehmer heben kann. Das ist aber nicht meine Absicht. Ich glaube, dass man für Zielgruppen ein Gespür entwickeln muss und nicht mechanistisch vorgehen darf. Deshalb appelliere ich auch dafür, lokal zu arbeiten. Daher ist es meiner Meinung nach völlig unsinnig, ein Zielgruppenmodell zu entwickeln, das für alle Städte und Gemeinden in Deutschland anwendbar sein soll. Man muss genau hingucken, und es gibt mittlerweile auch Instrumente, um so differenziert hinschauen zu können.

Der andere Punkt ist: Sie haben recht, wenn Sie sagen, dass man sich die Zielgruppen anscheuen und dann ihre Probleme identifizieren soll. Ich denke, man muss immer auf beiden Füßen stehen. Man muss problemorientiert und gleichzeitig zielgruppenorientiert arbeiten. Wenn ich das Ganze nämlich nur über Probleme definiere, weiß ich noch nicht, wen diese Probleme betreffen und ob es nicht ein gewisses Spektrum gibt. Schließlich haben die Menschen auch unterschiedliche Betroffenheiten und unterschiedliche Muster, mit diesen Betroffenheiten umzugehen; ich meine jetzt ihre Ressourcen. Man braucht also beide Beine.

Sachv. **Dr. Stefan Luft**: Herr Wippermann, Ihre Sprache ist hundertprozentig politisch korrekt – nahezu aseptisch. Diesem Anspruch wird man, wenn man dazu Stellung nimmt, nie gerecht werden. Deshalb sollte man am besten dazu schweigen. Das tue ich aber nicht; denn als Politikwissenschaftler orientiere ich mich stärker am Leben.

Was mich umtreibt, ist, dass Sie von einer Defizitperspektive sprechen, wenn man von den Menschen unter anderem bei der Einbürgerung verlangt, sie mögen Grundkenntnisse über das Land, dessen Staatsangehörigkeit sie annehmen wollen, nachweisen. Es ist in den allermeisten Staaten dieser Welt so, unter anderem in den USA – dort vielleicht noch sehr viel ausgeprägter –, dass man von denjenigen, die die Staatsangehörigkeit erwerben wollen, ein gewisses Maß an Kenntnissen, vielleicht sogar an Identifikation verlangt. Das halte ich auch für legitim. Vielleicht können Sie mir noch einmal erklären, wo das Verwerfliche an solchen Forderungen ist.

Sie haben den Begriff der Ressourcenperspektive erwähnt. Dieser ist ebenso falsch wie richtig. Auf der einen Seite ist es natürlich richtig, zu sagen, dass man Migranten nicht immer nur unter dem Aspekt sehen kann, dass sie irgendwelche Probleme haben. Es gibt natürlich auch unter den Migranten Eliten. Auf der anderen Seite frage ich mich, ob es realistisch ist, zu sagen, dass die Erstsprache – ob das nun Türkisch oder Urdu ist – eine Ressource ist, die wertgeschätzt werden muss. Muss z. B. ein Handwerksmeister im Ruhrgebiet oder in einem hessischen Industriegebiet es hoch einschätzen, wenn ein Bewerber auf eine von ihm ausgeschriebene Stelle Türkisch kann, obwohl nur 0,5 oder 1 % seiner Kunden diese Sprache nutzen? Daher halte ich es für problematisch, diese Ressourcenperspektive immer in den Vordergrund zu stellen. Das ist meiner Meinung nach lebensfremd und hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun.

Uns geht es doch um die Frage: Was kann der Staat hinsichtlich der Förderung von Integration tun? Aus meiner Sicht ist es zwar soziologisch interessant, zu sagen: Da gibt es multikulturelle Performer und intellektuelle Kosmopoliten. – Das ist gut zu wissen, hoch interessant und sicherlich auch von Bedeutung. Aber das ist doch nicht die Frage, die uns aus der staatlichen Perspektive umtreibt. Die Migranten können ihr Leben doch organisieren, wie sie es wollen. Sie können ihre Wohnzimmer ausstatten, wie sie es wollen. Das ist doch im Grunde genommen jenseits dessen, was der Staat regulieren kann und will.

Das Einzige, was der Staat fordern bzw. regulieren kann und soll, ist, dass sich in der strukturellen Integration in den Bildungs- und Arbeitsmarkt die Durchschnittswerte zwischen den Zuwanderergruppen und den Einheimischen angleichen. Das ist das einzig Realistische, was sich der Staat vornehmen kann. Daneben gibt es noch zwei oder drei andere Aufgaben; das gebe ich zu. Das Problem der Diskriminierung wäre z. B. zu nennen. Im Zentrum muss allerdings stehen, dass nicht bestimmte Gruppen in der Unterschicht überrepräsentiert sind. Das ist doch der Punkt, der uns als Sachverständige interessieren sollte, um zu sehen, was man von staatlicher Seite besser machen könnte als bisher.

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Zu dem Punkt, dass der Staat kein Interesse daran haben sollte, dass bestimmte Gruppen in der Unterschicht überrepräsentiert sind. Ich möchte nicht missverstanden werden. Ich hatte keinen Appell dahin gehend formuliert, dass der Staat die Wohnzimmer und Küchen der Menschen in der Unterschicht anders ausstatten sollte.

(Abg. Mürvet Öztürk: So haben wir Sie auch nicht verstanden!)

Sie sagten, der Politikwissenschaftler sei stärker am Leben orientiert als der Soziologe. Das ist unsererseits keine „L'art pour l'art“-Veranstaltung gewesen. Vielmehr haben wir versucht, die Menschen in ihren Lebenswelten zu verstehen. Wir haben sie aufgesucht. Insofern war das sehr stark am Alltagsleben der Menschen orientiert, und ich denke, der Staat hat auch ein Interesse am Alltagsleben der Menschen. Dies gilt meiner Meinung insbesondere dann, wenn es darum geht, wie verschiedene Menschen in der Unterschicht versuchen, hier zurechtzukommen.

Ich muss mich darüber hinaus davon distanzieren, eine Ressourcenperspektive als lebensfremd zu bezeichnen; denn die Art und Weise, wie die Menschen ihr Leben organisieren, hat ganz erheblich mit ihrer Ressourcen zu tun. Mindestens seit den späten Siebzigerjahren – Pierre Bourdieu – wissen wir, dass es nicht nur materielle, sondern auch kul-

turelle und soziale Ressourcen gibt, die die Gesellschaft strukturieren. Insofern ist die Ressourcenperspektive elementar wichtig.

Wenn der Staat Hebel bewegen möchte, um etwas zu erreichen, dann muss er auch wissen, welche Hebel er bewegen muss. Wir wissen aus der Pädagogik, dass es nicht ausreicht, nur Hebel zu betätigen, die die Defizitperspektive zu korrigieren versuchen, und dass ein ressourcenorientierter Ansatz – den es doch seit einigen Jahren gibt – mehr Erfolge zeitigt als ein reiner Defizitansatz.

Wenn ich hier von Defizitperspektive gesprochen habe, habe ich das zunächst einmal wertneutral gemeint. Natürlich bin ich ebenso wie Sie der Auffassung, dass es in unser aller Interesse ist, dass Menschen, die hier leben, auch die deutsche Sprache sprechen. Da gehe ich mit Ihnen völlig d'accord. Ich als Sozialwissenschaftler und jemand, der versucht, Lebenswelten zu verstehen, muss Ihnen allerdings eine Resonanz geben, wie bestimmte Botschaften wirken, d. h. auf welche Horizonte sie stoßen und wie sie dann weiterverarbeitet werden. Ich glaube, es ist wichtig, dies zur Kenntnis zu nehmen.

Abg. **Barbara Cárdenas**: Ich möchte an die Ausführungen von Herrn Luft anknüpfen. Auch ich bin dafür, dass wir eine andere Grundannahme zugrunde legen, wenn wir das Thema Ressourcenorientierung behandeln. Das gilt für alle Untersuchungen. Ich finde es richtig, von einer solchen Grundannahme auszugehen. Sie haben Sie in die Ergebnisse integriert. Aber ich denke, es ist eigentlich eine Vorannahme, auf deren Grundlage Sie all die Untersuchungen durchführen.

Ich möchte auf Ihre differenzierte Beschreibung eingehen, hinter der – ich glaube, so kann man es sagen – ein hermeneutischer Verständnisansatz steckt. Ich denke, auch das ehrt Sie. Trotzdem kommen Sie zu keinen anderen Lösungen. Können Sie noch einmal etwas dazu sagen, inwiefern dieser andere Ansatz zu anderen Lösungen führt? Ich habe es nämlich nicht so wahrgenommen, dass dort qualitativ andere Lösungen vorgestellt wurden.

Es gibt in den traditionellen muslimischen Gemeinschaften – damit meine ich beispielsweise die kleinen Gemeinden bei uns – durchaus die Frage der Separation von Frau und Mann. Das ist für viele ein Aspekt, über den sie sich definieren. Inwieweit spielen sich diese in Frauen und Männer separierenden Gesellschaften in diesen Milieus wider? Oder spielen diese Gesellschaften überhaupt keine Rolle, weil sie von der Anzahl her zu klein sind? Oder ist es nur ein Bild, das uns immer vorschwebt?

Herr Prof. **Dr. Wippermann**: Wir haben uns sehr ausführlich mit geschlechtsspezifischen Rollenbildern auseinandergesetzt – wir haben sie auch quantitativ gemessen – und sehen dort ebenfalls ein sehr breites Spektrum. Insofern spielen auch bei dieser Untersuchung die Geschlechteridentität, das partnerschaftlichen Rollenverhalten, aber auch die Rollenvorstellung innerhalb der Partnerschaft eine große Rolle.

Es gibt ein sehr breites Spektrum. Auch das lässt sich nicht auf eine Ethnie fokussieren. Beispielsweise zeigt sich in den traditionellen Segmenten, dass dort das traditionelle Rollenmodell dominant ist. In den gehobenen Segmenten hingegen – bei den Intellektuellen oder den Performern – ist in den Köpfen der Frauen und Männer sehr stark ein gleichgestelltes Rollenmodell vorhanden.

Wir können allerdings auch Folgendes sehr schön beobachten, das ebenso für die autochthone deutsche Bevölkerung gilt: Wenn die Menschen aus der Partnerschaft in die Familienphase kommen, ist das gleichgestellte Rollenmodell zwar noch in den Köpfen vorhanden. De facto kommt es allerdings zu einer Retraditionalisierung. Dann kommt es zum Hadern, zu partnerschaftlichen Konflikten oder zu einem Diskurs, wie man damit umgeht. Denn die Rationalitäten sind klar: Man entscheidet sich dafür, dass die Frau zu Hause bleibt und der Mann zunächst einmal weiter seiner Arbeit nachgeht. Das ist sehr rational, weil viele Dinge unterschiedlich verteilt sind. Das reicht bis zu den unterschiedlichen Lohnsteuerklassen.

Dann kommt es zu Folgerationalitäten. Man sagt: „Okay, innerhalb der nächsten drei Jahre möchten wir das nächste Kind“, und plötzlich sind die Lebensverläufe auseinandergegangen. Es kommt zu einer Bifurkation. Insofern muss man auch in diesen gehobenen, moderneren Segmenten, die mit Gleichstellungsstellungsvorstellungen leben und bei denen die Frauen nicht gegen die Männer kämpfen, sehr genau hinschauen. Sie haben vielmehr eine Strukturperspektive und merken: Wie können wir diese Strukturen der Ungleichstellung, die sich in unserem Leben festgesetzt haben, wieder aufheben? Da findet eine sehr intensive Auseinandersetzung statt. Diese unterscheidet sich allerdings gar nicht so sehr von dem, was wir auch in der deutschen Bevölkerung dazu wahrnehmen. In den gehobenen Segmenten der deutschen Bevölkerung gibt es dieselben Probleme.

Zur Frage, was als Lösung dienen kann. Jetzt bin ich in der komfortablen Situation eines Sozialwissenschaftlers, der nicht gleich mit neuen Lösungen aufwarten muss. Tatsächlich ist das zunächst einmal nur eine Bestandsaufnahme, die helfen soll, den Blick bei der Suche nach Lösungen ein bisschen zu öffnen.

Abg. **Kordula Schulz-Asche**: Es gibt diese Sinus-Studie auch für die deutsche Bevölkerung. Wenn ich mich richtig erinnere, sind in dieser Studie ein oder zwei Blasen weniger aufgeführt. Aber letztendlich sieht die Zuordnung der Milieus ähnlich aus.

Ich möchte eine Frage stellen, die sich in zwei Teile gliedert. Erster Teil. Was für eine Integrationsfähigkeit haben diese einzelnen Milieus? Ich kann mir z. B. vorstellen, dass das intellektuell kosmopolitische Milieu überhaupt keine Integrationsprobleme hat. Das schließe ich daraus, dass die analoge deutsche Gruppe ein ähnliches Weltbild wie die Gruppe der Migranten hat. Insofern spielt die Frage, woher jemand kommt, eine relativ untergeordnete Rolle. Sicherlich besteht dort auch keine Notwendigkeit einer staatlichen Intervention.

Wie sehen Sie bei den unteren Schichten die Übereinstimmung mit Milieus, denen Menschen deutscher Herkunft angehören? Wie sehen Sie sie in den Bereichen, wo Handlungsbedarf besteht, wo man von staatlicher Seite zusätzliche Angebote vorhalten muss, beispielsweise Sprachförderung und Jungenarbeit? Können wir diese Milieus analog zueinander sehen? Oder sollten wir beispielsweise in der Jungenarbeit darauf achten, dass wir kulturbezogen arbeiten? Das heißt: Brauchen wir bestimmte Angebote für Jungen aus der deutschen Unterschicht, die nur noch am Computer und sonst nichts mehr machen, und andere Maßnahmen z. B. für russische oder türkische Jugendliche? Sehen Sie diesbezüglich eine Differenzierung? Oder sind diese Gruppen Ihrer Meinung nach untereinander recht homogen, sodass wir sie mit den gleichen Maßnahmen erreichen könnten?

Herr Prof. **Dr. Wippermann:** Ihr Hinweis auf das gesamtdeutsche Milieumodell ist sehr wichtig. Ich werde nämlich immer wieder gefragt, ob man diese beiden Milieumodelle nicht einfach fusionieren könnte. Ich werde gefragt, ob man nicht ein einziges Modell machen könnte. Dann sei es nicht mehr so schwierig. Ich weigere mich allerdings; denn wenn man genau hinschaut, sieht man, dass diese Achse der Grundorientierung aufgeweicht würde. Ich habe aber noch keine Idee, wie man es hinbekommen könnte.

Sie haben recht, dass die Ähnlichkeit in den gehobenen, modernen Segmenten – bei den Intellektuellen und den Performern – recht groß ist; dort sehen wir alle nicht die Probleme.

In den Lebenswelten am unteren Rand der Gesellschaft ist es bei Menschen mit Migrationshintergrund jedoch deutlich anders als in diesem deutschen Milieumodell. Dieses religiös verwurzelte Milieu gibt es im deutschen Milieumodell gar nicht. Auch dieses entwurzelte Milieu gibt es im deutschen Milieumodell nicht. Dort spielt sehr viel stärker hinein, dass es eine Migrationserfahrung gibt, dass sie hier eben nicht so stark wie Deutsche in soziale Kreise eingebunden sind.

Im deutschen Milieumodell gibt es heute „Konsummaterialisten“. Diese hießen vor zehn Jahren „traditionsloses Arbeitermilieu“. Das sind sie tatsächlich, aber das ist ein zu stigmatisierender Begriff. Dahinter steht eine Verabschiedung von den traditionellen Sekundärtugenden wie Bescheidenheit, „sich zurückziehen“ und „nicht auffallen wollen“. Das ist eine andere Alltagskultur, und die unterscheidet sich diametral.

Insofern kann man die Modelle nicht einfach übereinanderlegen. Das wäre ein völlig simples und unempirisches Projizieren. Daher denke ich, dass man beispielsweise bei der Jungenarbeit unterschiedliche pädagogische und politische Ansätze fahren muss. Das lässt sich nicht einfach übertragen. Mir wäre es allerdings wichtig, dass man die schon vorhandenen Konzepte und Programme für die Jungenarbeit integriert. Schließlich wächst in Deutschland jedes dritte Kind unter fünf Jahren in einem Haushalt mit Migrationshintergrund auf. Jetzt eine neue Schiene aufzubauen würde zu einer Zerfledderung der Maßnahmen führen.

Abg. **Mürvet Öztürk:** Herr Prof. Wippermann, ich möchte auf die Wechselwirkungen der unterschiedlichen Milieus eingehen, die Sie kurz angesprochen haben. Ich meine den Punkt, die Integrationsbereitschaft daran festzumachen, inwieweit man sich selbst zunächst einmal als Fremden versteht und dadurch zum Fremden wird oder inwieweit die Aufnahmegesellschaft dem Betreffenden die Integrationsfähigkeit zuspricht, sodass er sich integrieren kann.

Wenn wir davon sprechen, meinen wir das Verhältnis zwischen der autochthonen deutschen Gesellschaft und dem Migrantenmilieu. Wie sieht aber das Verhältnis zwischen den unterschiedlichen Lebenswelten der Migranten aus, die Sie aufgezählt haben? Wie ist beispielsweise die Wechselbeziehung zwischen denen, die es geschafft haben, dem intellektuellen Milieu anzugehören, und denen, die entwurzelt sind? Gibt es zwischen diesen einen Austausch? Gibt es Familienmodelle – große Familie, vier Kinder –, bei denen ein Sohn hoch intellektuell, ein anderer ein arbeitsloser Hartz-IV-Empfänger und die Mutter Analphabetin und arbeitslos ist? Gibt es einen Austausch dahin gehend, dass diejenigen, die es in dieser Community geschafft haben, diejenigen mitziehen, die es nicht geschafft haben? Oder gibt es keinen Austausch untereinander mehr, nachdem sich die unterschiedlichen Lebenswelten gebildet haben? Es wäre für mich wichtig, das zu wissen. Dass es einen Austausch gibt, würde die Fähigkeit, Integration intern zu orga-

nisieren, unterstreichen. Ist das in Ihren Milieustudien ein Faktor? Ich kenne nämlich keine Zahlen dazu.

Herr Prof. **Dr. Wippermann:** Ja, es ist ein Thema. Wir haben geschaut, welches Verhältnis Menschen zu Menschen in anderen Segmenten haben. Wir können sehr schön sehen, dass es in ganz bestimmten Milieus massive Tendenzen zur Distinktion gibt. Menschen aus dem Performermilieu – verzeihen Sie die Namen, aber man muss sie irgendwie taufen – haben überhaupt kein Interesse daran, sich mit Menschen der gleichen Ethnie aus traditionellen oder unterschichtigen Lebenswelten zu identifizieren. Diese Menschen sind nämlich auf ganz anderen Pfaden und mit ganz anderen Lebensperspektiven unterwegs. Sie gucken: Wo eröffnen sich Chancen? Wo kann ich Erfolg haben? Jetzt bin ich in Deutschland, aber vielleicht bin ich in zwei Jahren woanders, wenn mich mein Unternehmen woandershin schickt. – Das heißt, sie bewegen sich auf ganz anderen Pfaden.

Das intellektuelle Milieu hat eine völlig andere Perspektive. Es ist gekennzeichnet durch eine bikulturelle Identität, durch das Bedürfnis, sich mit dem Eigenen und dem Fremden auseinanderzusetzen und zu schauen, wie es anderen Menschen geht. Dieses Milieu versteht sich sehr stark als Anwalt der Menschen am unteren Rand der Gesellschaft. Das hat eine Geschichte.

Auch im deutschen Milieumodell können wir sehen, dass die Postmateriellen, die Intellektuellen, eine sehr große Identifikation mit dem Arbeitermilieu, dem Proletariat im positiven Sinne, verspüren und sich als seine Anwälte verstehen. Dies gilt aber überhaupt nicht für die Konsummaterialisten, die ihnen zu laut waren oder sind und die sie auch als Mob diskreditieren. Auch da gibt es eine Distinktion. Es ist also nicht einfach, aber das Milieu der Bürgerlichen in der Mitte und das intellektuelle Milieu sind jene, die die Integration und Partizipation milieuübergreifend am stärksten stützen.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz:** Herzlichen Dank, das war die letzte Antwort in dieser Fragerunde. – Wir haben jetzt in der Reihe der Sachverständigen noch Herrn Di Benedetto für die Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte, Herrn Ruder für den Hessischen Landkreistag und Herrn Müller für das Statistische Landesamt zu hören. – Bitte schön, Herr Di Benedetto.

Herr **Di Benedetto:** Herr Vorsitzender! Meine Damen und Herren! Wir haben vorab eine relativ ausführliche schriftliche Stellungnahme der Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte abgegeben.

In Bezug auf die Fragen 1 bis 5 kann ich sagen, dass es eine Menge an Übereinstimmungen gibt. Deshalb möchte ich uns diesen Teil ersparen.

In Bezug auf die Frage 6, „Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen?“, sehen wir ein paar Nuancen anders. Wir haben uns an andere Aspekte geklammert, und daher erlauben Sie mir bitte, dass ich ein paar Minuten darauf eingehe.

Wenn man dieser Kommission das erste Mal beiwohnt, kann man relativ schnell das Gefühl bekommen, dass wir uns über ein Problem der Muslime bzw. der Türken unterhalten. Ich glaube, dass wir einen anderen Blickwinkel brauchen. Es geht hier nicht um ein

Problem der Türken oder ein Problem der Muslime. Vielmehr geht es insgesamt darum, wie wir künftig diese moderne Einwanderungsgesellschaft gestalten, und in diesem Zusammenhang sind die Türken, die Moslems und die anderen immer nur einzelne Bausteine. Ich warne davor, den Blick immer nur auf die Muslime zu fokussieren. Denn diese machen nur einen Teil unserer Einwanderungsgesellschaft aus, zu der es im Prinzip auch keine Alternative gibt. Wir verzeichnen einen unumkehrbaren Zuwanderungsprozess und leben in einer pluralistischen Gesellschaft. Daher müssen wir Wege und Lösungen finden, wie wir die Zukunft dieses Landes gemeinsam friedlich gestalten.

Zu Frage 6. Ein wichtiger Baustein erfolgreicher Integrationsarbeit und damit auch der Förderung der Integrationsarbeit ist eine wirksame und systematische Antidiskriminierungsarbeit. Dieser Aspekt ist meiner Meinung nach heute zu kurz gekommen; deshalb möchte ich darauf eingehen. Vorurteile, Benachteiligungen und Rassismus, aber auch Rechtsextremismus verhindern Integration. Sie schaden nicht nur den Betroffenen selbst, sondern letztlich dem gesamten Gemeinwesen. Wer Integration so, wie wir sie hier begreifen, will, der muss alle Formen der Diskriminierung in Staat und Zivilgesellschaft bekämpfen.

Das Land sollte also ein auf Hessen bezogenes Aktionsprogramm gegen Vorurteile, Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus auflegen, das beispielsweise eine Öffentlichkeitskampagne, Förderprogramme und Schulungsmaßnahmen zur Bekämpfung von Diskriminierung und Förderung der Vielfalt sowie eine Kampagne zur Steigerung der Zivilcourage beinhaltet. Zusätzlich sollten Weiterbildungsmaßnahmen für in bestimmten Berufsbereichen unterrepräsentierte Gruppen eingerichtet werden. Nicht zuletzt sollten die Menschen unter anderem durch eine Visualisierung der teils legalen, aber illegitimen institutionellen und gesellschaftlichen Diskriminierung von ethnischen Minderheiten sensibilisiert werden. Die zivilgesellschaftlichen Strukturen gegen Rassismus und Rechts extremismus gestärkt werden.

Die individuelle Partizipationsbereitschaft allein reicht allerdings nicht aus. Die Eigeninitiative der Immigranten selbst wird nicht ausreichen können, um das Problem zu lösen. Daher muss auch das gesellschaftliche Umfeld bestimmte Voraussetzungen erfüllen; ich denke, das ist heute durch die Vorredner sehr deutlich geworden. Erst dieses Zusammenspiel zwischen dem Einsatz des Individuums und dem Umfeld ermöglicht ein Mindestmaß an Identifikation mit diesem neuen Land, mit der neuen Heimat. Das Wahlrecht ist eine Voraussetzung für die Identifikation der Menschen mit Migrationshintergrund. In Hessen sollten die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen daher entsprechend verbessert werden. Eine Maßnahme, um die Integrationsbereitschaft zu fördern, wären eine Kampagne und eine Bundesratsinitiative zur Einführung des kommunalen Wahlrechts auch für Drittstaatenangehörige.

Weiterhin sind politische und rechtliche Schritte nötig, damit die Einbürgerung unter genereller Hinnahme entstehender Mehrstaatlichkeit möglich wird; darüber müssen wir sprechen. Die deutsche Staatsbürgerschaft ist vor allem für Menschen, die nicht aus EU-Ländern kommen, eine Voraussetzung für die rechtliche Gleichstellung.

Die Einbürgerungszahlen der vergangenen Jahre sind im Gegensatz zum politischen Willen der demokratischen Parteien dramatisch rückläufig, obwohl Verbesserungen in diesem Bereich erzielt worden sind. Ich glaube, an diese Vorgaben muss man noch einmal Hand anlegen, damit die Einbürgerung vereinfacht wird.

Abschließend möchte ich sagen, dass wir versuchen sollten, alle ausgrenzenden Formen – auch institutioneller Art – zu eliminieren, damit Identifikation überhaupt möglich

ist. Ich glaube, wir müssen immer im Blick behalten, dass Ausgrenzung und Segregation nicht zu Integration führen können. – Vielen Dank.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Vielen Dank, Herr Di Benedetto. – Möchte jemand dazu eine Frage stellen oder eine Anmerkung machen? – Das ist nicht der Fall. Dann hat nun Herr Ruder für den Landkreistag das Wort.

Herr **Ruder**: Herr Vorsitzender, meine Damen, meine Herren! Es ist bei einer so groß angelegten Anhörung schwierig, als Vertreter der hessischen Landkreise etwas zu sagen. Ich werde aber nicht der Versuchung nachgeben und mich an der großen Debatte beteiligen. Ich denke, das ist in Ihrem Interesse, und es entspricht auch unserer Aufgabe. Ich werde daher nur einige Punkte ansprechen, die von den Fragen zumindest am Rande tangiert sind.

Die Kreise sind bei den Milieubeschreibungen nicht tangiert. Allein mit den Folgen einer Integration, die nicht funktioniert hat – so sage ich es einmal ketzerisch –, also mit den Folgekosten, haben wir es dann zu tun. Im Zusammenhang mit den erschreckenden Zahlen von schlecht oder nicht ausgebildeten Schülerinnen und Schülern der hier relevanten Gruppe, die vor Ort nicht Fuß fassen, heißt das: Es sind die Kreise und kreisfreien Städte, die die entsprechenden Kosten zu tragen haben, was uns natürlich die Ihnen bekannten katastrophalen Folgen beschert.

Wir haben mit diesen – so möchte ich es einmal ausdrücken – Integrationsverlierern und Integrationsverliererinnen bei der Ausbildungsplatz- und Arbeitsvermittlung zu tun. Das wissen Sie, schließlich war es gesondertes Thema einer eigenen Anhörung, auf die ich nur verweisen möchte. Darüber hinaus obliegen uns im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe entsprechende Aufgaben.

So defätistisch möchte ich aber nicht enden. Die Kreise, die ein bisschen weiter weg sind als die Städte und Gemeinden – das will ich gar nicht verhehlen –, sind natürlich auch in den entsprechenden Netzwerken aktiv und haben vor Ort die Kontakte, um es gar nicht so weit kommen zu lassen und Menschen mit Migrationshintergrund zu helfen. Herr Kollege Di Benedetto bringt sich vor Ort sehr stark ein.

Beispielsweise gehören – das wissen Sie wahrscheinlich – zwei Kreise zu den „Modellregionen Integration“ des Integrationsministeriums. Allerdings ist es noch zu früh, um Erfolge zu vermelden. Gegenwärtig sieht es aber so aus, dass es über die Modellkommunen – einschließlich der Kreise – hinaus zu einem Netzwerk kommen wird, in dem man sich gegenseitig über gut gelungene Beispiele informieren sowie fachlich und politisch austauschen kann, um vor Ort angemessen zu reagieren; das haben wir vorhin von den Experten. Integration kann nicht von oben bundes- oder landesweit einheitlich verordnet werden.

Es gibt in den Kreisen Kooperationen – ich will nur einige Beispiele nennen – zwischen Sportvereinen, bei denen deutsche und nicht deutsche Vereine gemeinsame Partnerschaften eingehen, um voneinander zu lernen und dieses „Abgeschottetsein“ zu durchbrechen. Das läuft sehr gut. Es gibt beispielsweise Projekte für Migrantinnen der ersten Generation, die nicht integriert sind. Es gibt Projekte, um älteren Menschen, älteren Frauen, die pflegebedürftig sind und Pflegedienste nicht an sich heranlassen, zu helfen.

Natürlich gibt es auch – jetzt bin ich wieder beim Kreis Offenbach – Kreise, die Migrationsberatung in vielerlei Belangen anbieten.

Die einzige Frage, die ich konkret beantworten kann, ist Frage 6: Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern? – Beschränkt auf das, was aus Sicht der Kreise getan werden kann, möchte ich hier als Beispiel die Schulsozialarbeit nennen. Sie beschäftigt uns und auch Sie als Landtagsabgeordnete seit geraumer Zeit. Das ist ein Riesenproblem, und wir sind finanziell nicht in der Lage, diese Aufgabe allein zu schultern.

Es ist müßig, wenn ich als Verbandsfunktionär immer wieder sage, dass wir diese Schulsozialarbeit zwar gern anbieten würden, aber nicht bezahlen können. Das Problem ist, dass man angesichts eines mittlerweile aufgelaufenen Defizits in Milliardenhöhe in Hessen nicht mehr sagen kann: Diese Aufgabe machen wir auch noch, und dafür stellen wir Schulsozialarbeiter ein. – Einige kreisfreie Städte und Kreise bieten diese Schulsozialarbeit an, und das wäre ein konkreter Punkt, an dem das Land uns und den betroffenen Menschen – wir machen das ja nicht für uns – helfen könnte.

Zu den Kosten. Natürlich sind die Kosten ein Problem. Aber – das haben wir vorhin schon gehört – Integration hat einen sehr starken präventiven Ansatz, und wir sind der festen Überzeugung, dass sich die Ausgaben in diesem Bereich nicht nur im Interesse der Menschen, sondern auch aus handfesten finanziellen Gründen mittelfristig rechnen. Daher meinen wir, dass das Geld in diesem Bereich sehr gut angelegt ist. – Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Danke, Herr Ruder. Ich denke, es ist deutlich geworden, dass der Landkreistag, was seine Aufgaben in diesem Bereich angeht, doch nicht so klein ist; ich denke hier an die Schulhilfe- und die Jugendhilfeträgerschaft. Gibt es Nachfragen? – Dann darf ich nun Herrn Müller vom Statistischen Landesamt das Wort erteilen.

Herr **Müller**: Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren! Wir können nur zu Frage 3 ein paar Informationen liefern, und hier können wir auch keine Zusammenhänge zwischen der sozioökonomischen Lage und der Kriminalität herstellen. Dafür fehlt uns die Datenbasis.

Wir haben den Aspekt „Armut/Reichtum“ noch einmal besonders hervorgehoben, und das vielleicht überraschendste Ergebnis ist – ich weiß nicht, ob Ihnen das aufgefallen ist –, dass Erwerbstätige mit Migrationshintergrund ein dreifach so hohes Armutsrisiko haben wie Personen ohne Migrationshintergrund, die erwerbstätig sind. Das ist vielleicht überraschend. Wir haben versucht, das ein bisschen zu erläutern. Vielleicht sind einerseits die Familien der Personen mit Migrationshintergrund, deren Daten hier zugrunde liegen, größer. Andererseits gibt es dort mehr prekäre Beschäftigungsverhältnisse, und wenn man sich anschaut, wo Personen mit Migrationshintergrund beschäftigt sind, dann stellt man fest, dass dies vor allem das Baugewerbe, das Handel- und Gastgewerbe sowie das Logistikgewerbe sind, und das sind nicht gerade die Bereiche, in denen besonders hohe Gehälter gezahlt werden. – Ansonsten kann ich nichts dazu sagen.

Stellv. Vors. Abg. **Gerhard Merz**: Vielen Dank. – Gibt es Nachfragen? – Nein. Dann nähert sich eine lange öffentliche Sitzung ihrem Ende. Ich widerstehe dem Versuch, ein absegnendes Schlusswort zu sprechen, obwohl ich als Spezialist dafür gelte.

(Heiterkeit)

Ich danke allen, die an dieser öffentlichen Sitzung teilgenommen haben, für ihre Geduld und ihre Beiträge, sofern sie welche geleistet haben. Ich denke, dass uns allen nach dem heutigen Tag viel Arbeit bei der Auswertung bevorsteht.

Ich bedanke mich nochmals und wünsche Ihnen ein schönes Wochenende.

(Ende des öffentlichen Teils: 14:06 Uhr)

Wiesbaden, 27. November 2010



Prof. Dr. Carsten Wippermann

**Zusammenhang zwischen soziokultureller Lage einerseits
und dem Grad der Integrationsbereitschaft
sowie von Kriminalität andererseits**

Enquete-Kommission des Hessischen Landtags,
Wiesbaden, 29. Oktober 2010

1. Soziokulturelle Lage und Anfälligkeit für abweichendes Verhalten
2. Soziokulturelle Lage und Grad der Integrationsbereitschaft

Menschen mit Migrationshintergrund:

Definition des Statistischen Bundesamts*

■ **Ausländer:**

- Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit: **ca. 47%**

■ **Deutsche mit Migrationshintergrund:**

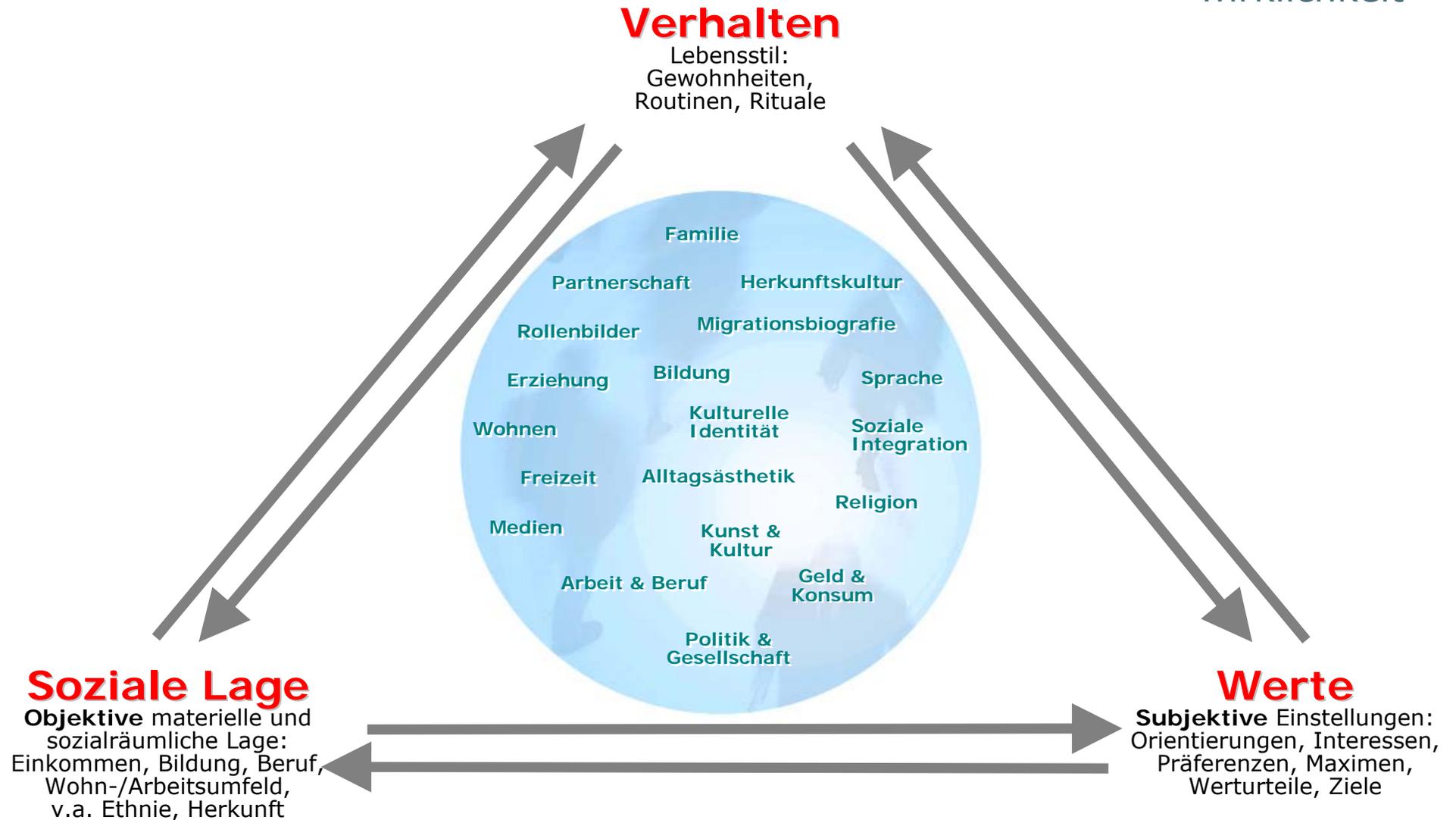
- Personen, die seit 1950 zugewandert sind: **ca. 32%**
- Personen mit mindestens einem zugewanderten Elternteil oder Elternteil mit ausländischer Staatsangehörigkeit: **ca. 21%**

Nicht dazu gehören Menschen, die sich als Touristen, Geschäftsreisende o. ä. nur kurzfristig in Deutschland aufhalten (keinen Wohnsitz haben), oder nur vorübergehend zu Ausbildungszwecken/zum Studium nach Deutschland gekommen sind.

* Gesamtpopulation ohne Altersbegrenzung

Die Lebenswelten der Menschen ...

... mit den verschiedenen Facetten der Alltagswirklichkeit

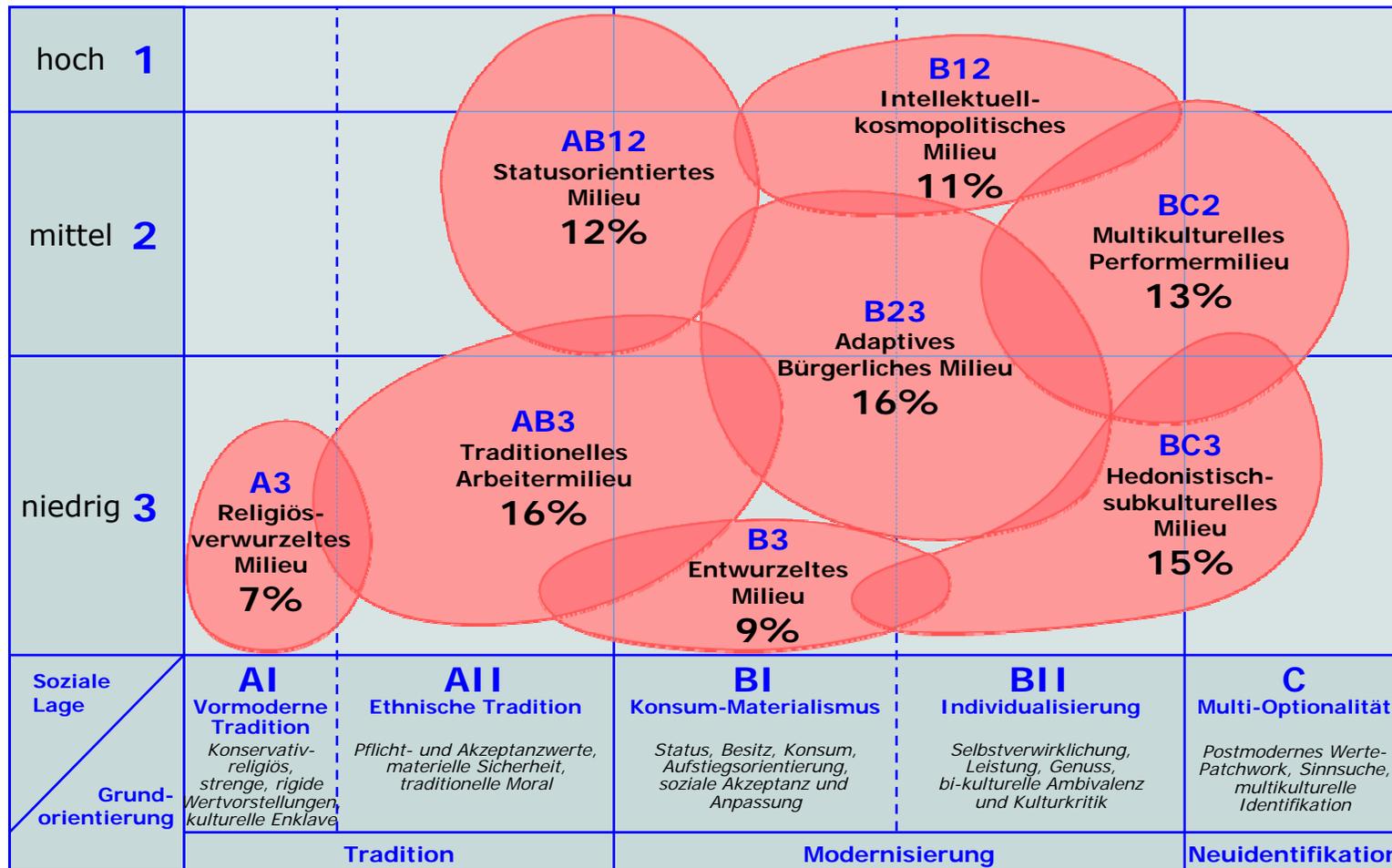


Migrations- und Wertewandelsschübe: *Pluralisierung von Migrationskulturen*

<ul style="list-style-type: none"> ■ Traditionelle Werte und religiöser Dogmatismus (oft: islamisch) ■ Patriarchalisches Weltbild, überkommene Familienwerte und Zwangsnormen ■ Rigide-konventionalistischer Lebensstil, strenge Moral ■ Kulturelle Enklave, keine Integrationsbereitschaft 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Selbstverständnis als (dauerhafter) "Gast" – auf relativ niedrigem Integrationsniveau ■ Traditionelle Pflicht- und Akzeptanzwerte, Sparsamkeit, Bescheidenheit ■ Materielle Sicherheit, bescheidener Wohlstand als Lebensziel ■ Festhalten an Traditionen und Gebräuchen des Herkunftslandes, aber Respektieren der deutschen Mehrheitskultur 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Soziale und kulturelle Entwurzelung, materialistische Ersatzwerte ■ Streben nach Besitz und Status, Konsum und Genuss ■ Bemühen um soziale Akzeptanz und Anpassung, Aufstiegsorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Individualisierung der Überzeugungen und Lebensstile, Selbstverwirklichung als zentraler Wert ■ Kritische Auseinandersetzung mit der Herkunftskultur ■ Streben nach Aufklärung und Emanzipation ■ Bi-kulturelle Orientierung 	<ul style="list-style-type: none"> ■ Aufhebung kultureller Identitäten und Gruppenzugehörigkeiten ■ Unsicherheit als Grunderfahrung, Sinnsuche ■ Postmodernes Werte- Patchwork, Flexibilität und Mobilität ■ Multikulturelle Identifikation, Subkultur-Bildung
AI Vormoderne Tradition	AII Ethnische Tradition	BI Konsum-Materialismus	BII Individualisierung	C Multi-Optionalität
Tradition		Modernisierung		Neuidentifikation

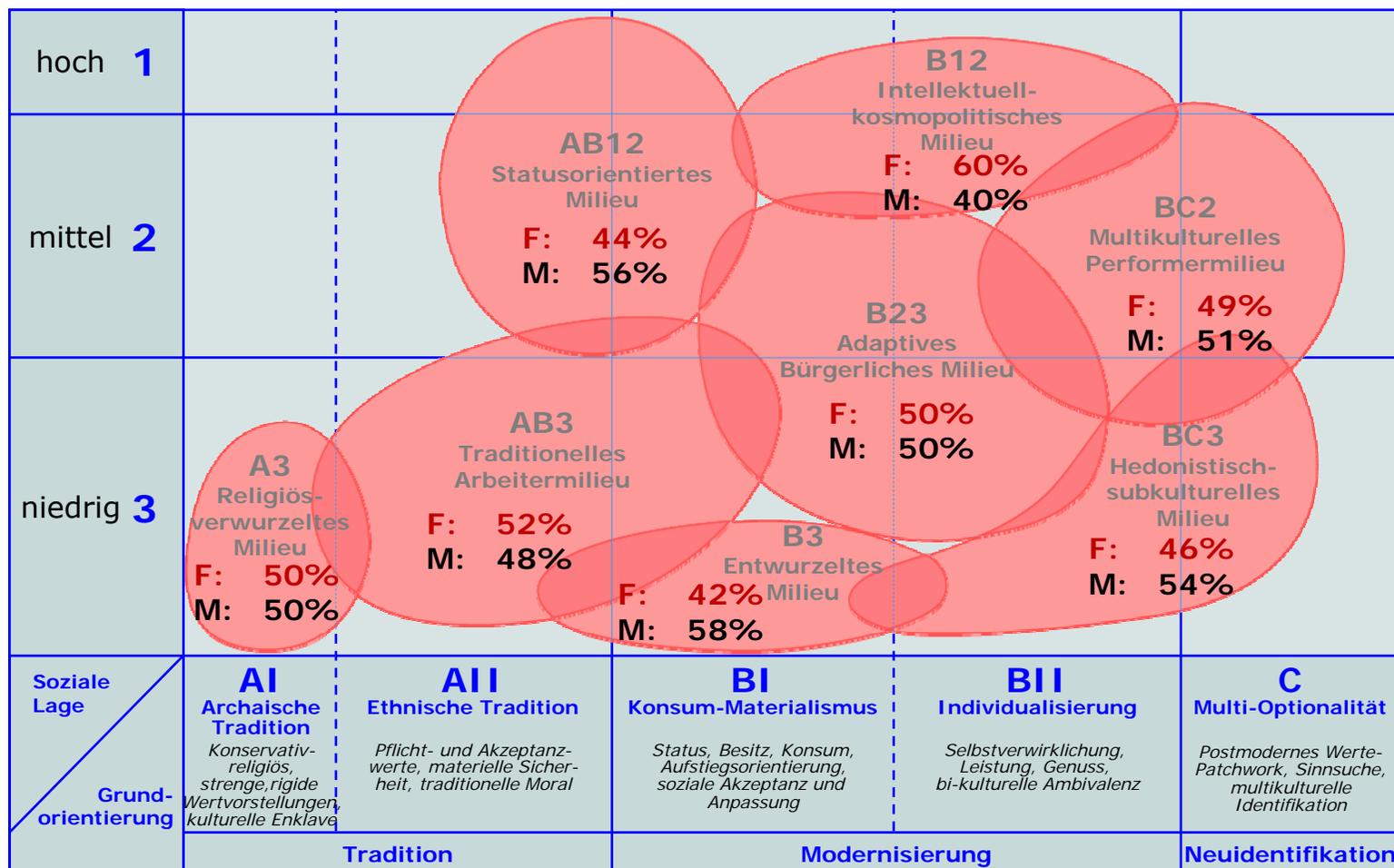
Die Migranten-Milieus in Deutschland

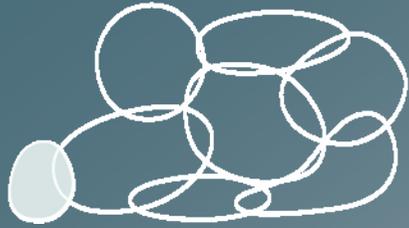
Soziale Lage und Grundorientierung



Die Migranten-Milieus in Deutschland

Anteil von Frauen und Männern





Religiös-verwurzeltes Milieu

7,46%
ca. 0,84 Mio.

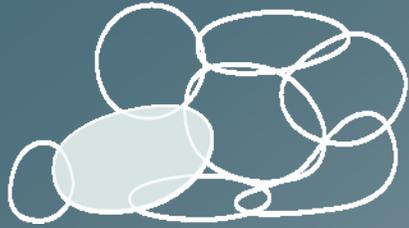
**Vormodernes, sozial
und kulturell
isoliertes Milieu**

**Verhaftet in den
patriarchalischen
und religiösen
Traditionen der
Herkunftsregion**

Werte:

Bewahren der kulturellen
Identität, Familienehre,
religiöse Pflichten,
strikte Moral und
eiserne Selbstdisziplin





Traditionelles Arbeitermilieu

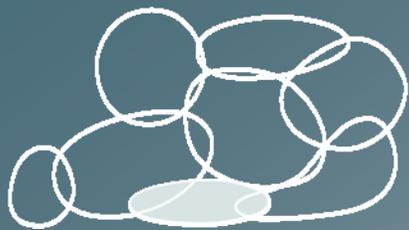
15,64%
ca. 1,77 Mio.

Traditionelles Milieu der Arbeitsmigranten, das den Traum einer Rückkehr in die Heimat aufgegeben hat, nach materieller Sicherheit für sich und seine Kinder strebt

Werte:

Befriedigender Lebensstandard, gesicherter Arbeitsplatz, Absicherung im Alter, traditionelle Familienwerte, Gesundheit und Gerechtigkeit





Entwurzeltes Milieu

9,40%
ca. 1,06 Mio.

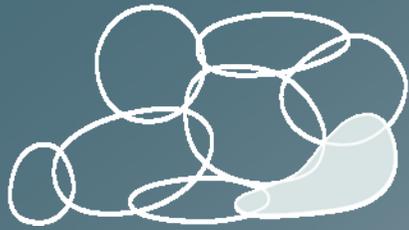
Sozial und kulturell
entwurzeltes Milieu,
das Problemfreiheit
und Heimat (Identität)
sucht

"Überleben" und
Streben nach Geld,
Ansehen, Konsum

Werte:

Festes Einkommen,
Unterkunft, Gesundheit,
traditionelle Familien-
werte; Geld, Konsum,
materielles Prestige;
Spaß, Geselligkeit und
Unterhaltung





Hedonistisch-subkulturelles Milieu

15,33%
ca. 1,73 Mio.

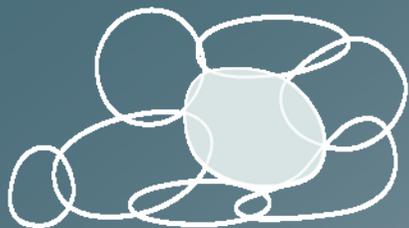
Unangepasstes Milieu
zweiter u. dritter
Generation mit
defizitärer Perspektive

Spaß haben und sich
den Erwartungen der
Mehrheitsgesellschaft
verweigern

Werte:

Teilhabe, Anerkennung,
Geld, Erfolg, Konsum;
Fun & Action, Freizeit,
"Feiern"; Gemeinschaft /
Zugehörigkeit zu
Peer Groups und Szenen





Adaptives Bürgerliches Milieu

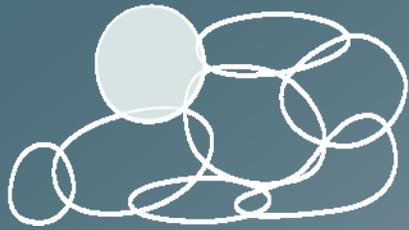
16,07%
ca. 1,81 Mio.

Die pragmatische moderne Mitte, die nach Integration und einem harmonischen Leben in gesicherten Verhältnissen strebt

Werte:

Geordnete Verhältnisse, finanzielle Absicherung; harmonische Familie, gemütliches Zuhause; Optimismus und Zufriedenheit; Freiheit und Selbstbestimmung





Statusorientiertes Milieu

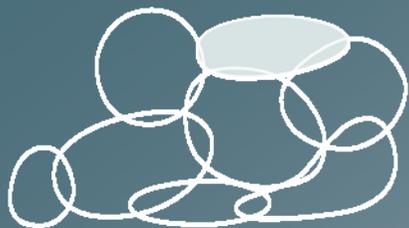
12,05%
ca. 1,36 Mio.

Klassisch aufstiegsorientiertes Milieu, das durch Leistung und Zielstrebigkeit materiellen Wohlstand und soziale Anerkennung erreichen will

Werte:

Materieller Wohlstand, Geld, Statussymbole; Ehrgeiz, Zielstrebigkeit; soziale Anerkennung, Ansehen, Prestige





Intellektuell-kosmopolitisches Milieu

11,19%
ca. 1,26 Mio.

Sozialpolitisch und bi-
kulturell interessiertes
Milieu

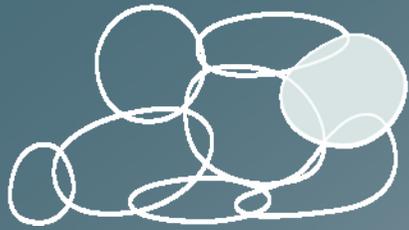
Streben nach
Selbstverwirklichung,
Aufklärung und
sozialer Gerechtigkeit

Vielfältige kulturelle
und intellektuelle
Interessen

Werte:

Bildung, Kultur, Kreativität,
Internationalität;
Entfaltung der Persönlichkeit,
Toleranz, Emanzipation und
Verantwortungsbewusstsein





Multikulturelles Performermilieu

12,86%

ca. 1,45 Mio.

Flexibles, leistungs-
orientiertes Milieu
mit multi-kulturellem
Selbstbewusstsein

Identifikation mit
dem westlichen
Lebensstil

Streben nach
beruflichem Erfolg
und intensivem Leben

Werte:

Spitzenleistungen, Erfolg,
Selbstverwirklichung;
Vielfalt, Abwechslung,
Weiterentwicklung –
versus (Basis-) Sicherheit,
Status, Geld; Offenheit,
Freiheit, Internationalität



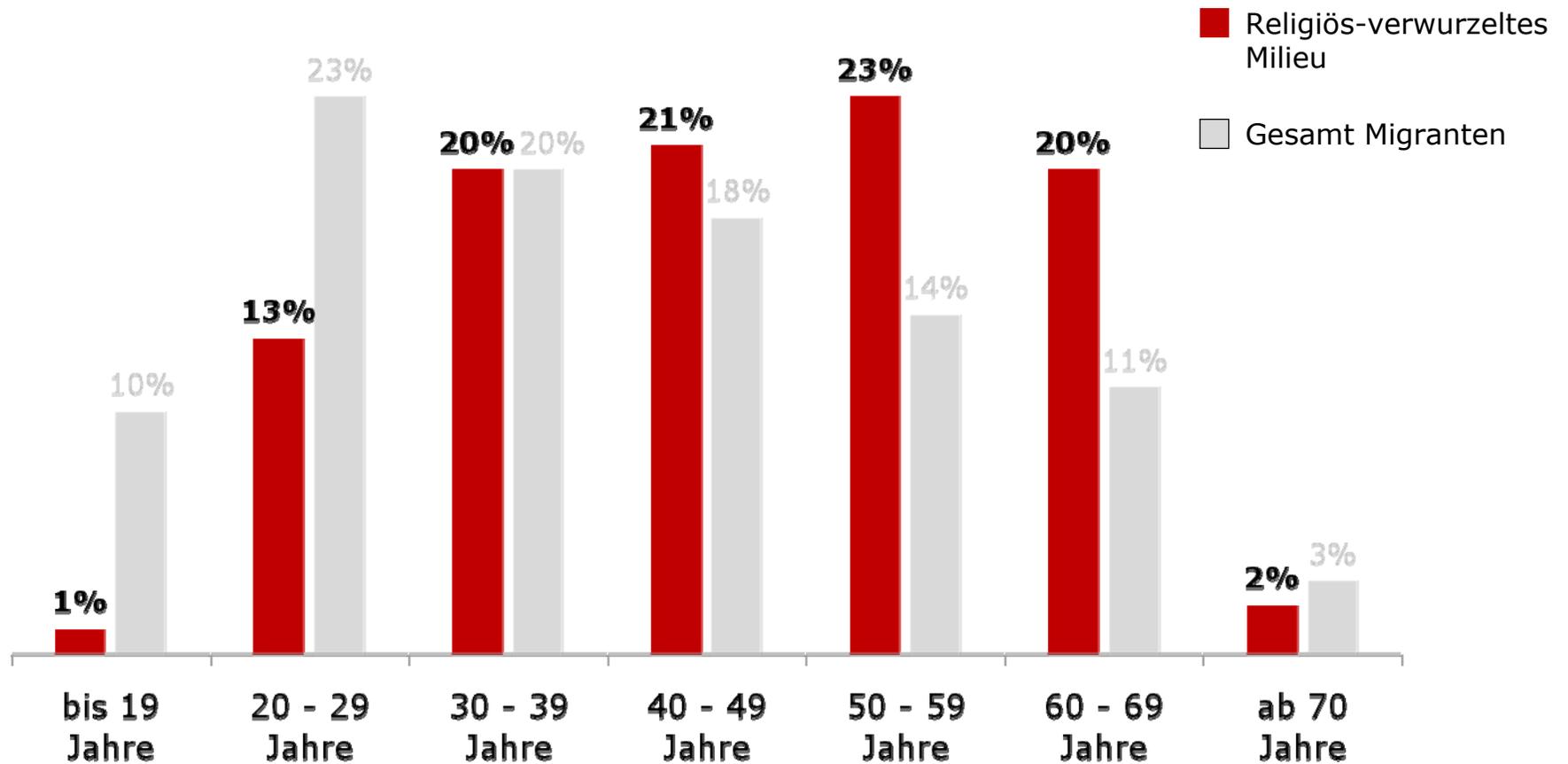
Befund

- Die Herkunftskultur bestimmt nicht ihre Milieuzugehörigkeit, sondern:
Soziale Lage – Werte – Lebensstil
 - Menschen gleicher Herkunftskultur verteilen sich auf verschiedene Milieus
 - In einem Milieu finden sich Menschen verschiedener Herkunftskulturen



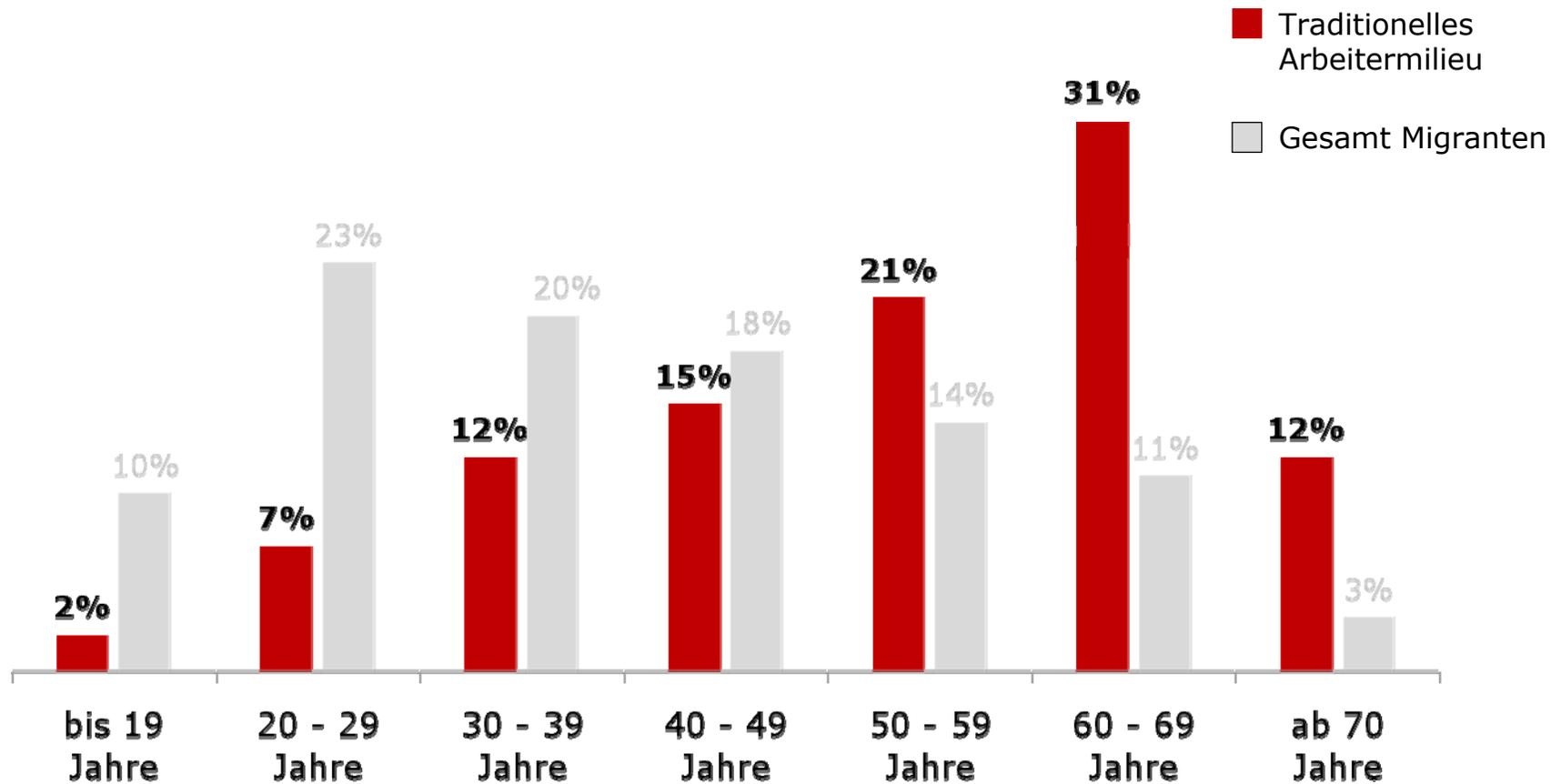
- ▶ **Man kann nicht von der Herkunftskultur auf das Milieu schließen**
- ▶ **Und man kann nicht vom Milieu auf die Herkunftskultur schließen**

Religiös-verwurzeltes Milieu Altersaufbau



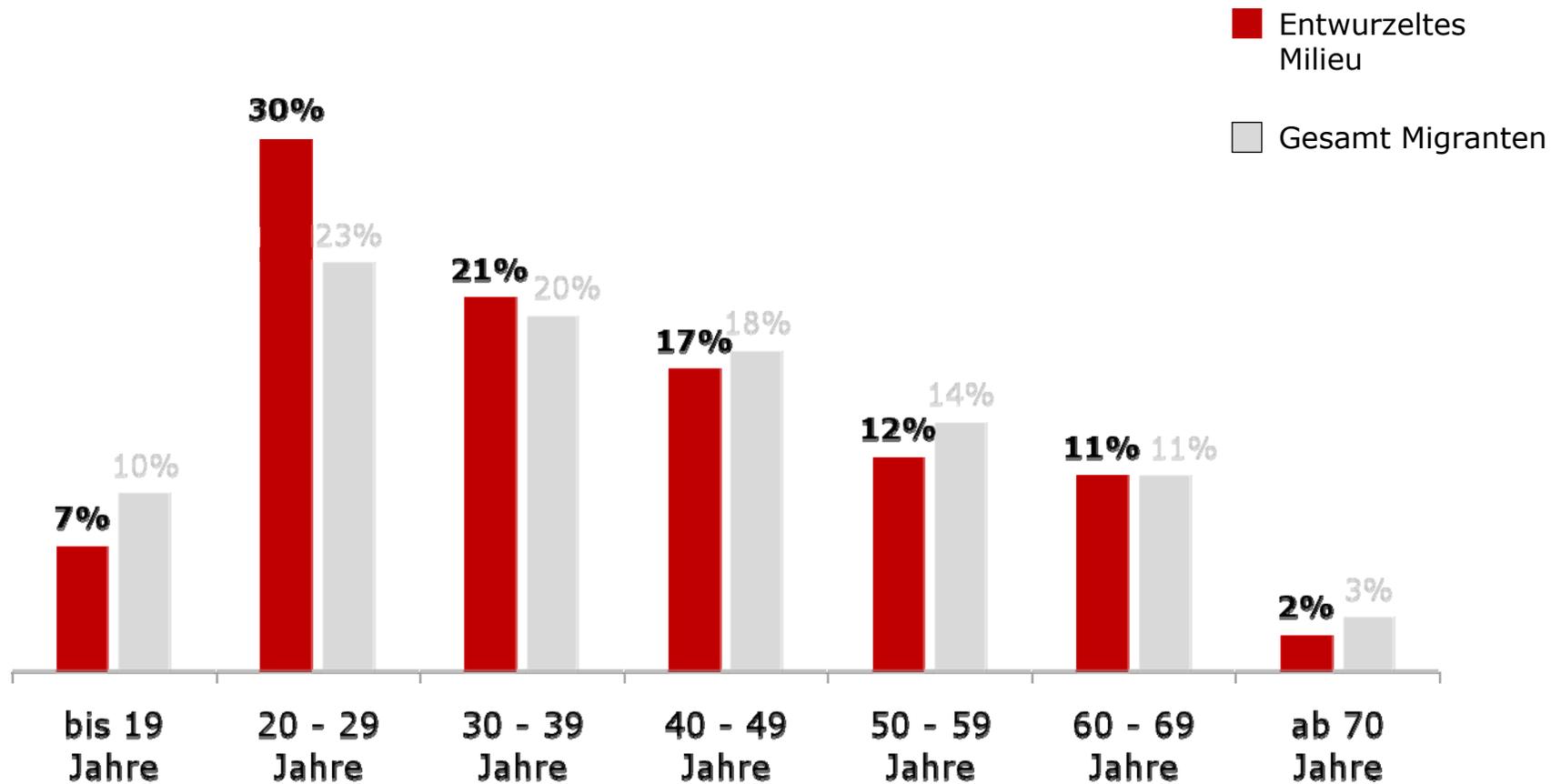
- Altersschwerpunkt 40 bis 69 Jahre
- Kaum Jugendliche; wenig junge Erwachsene

Traditionelles Arbeitermilieu Altersaufbau



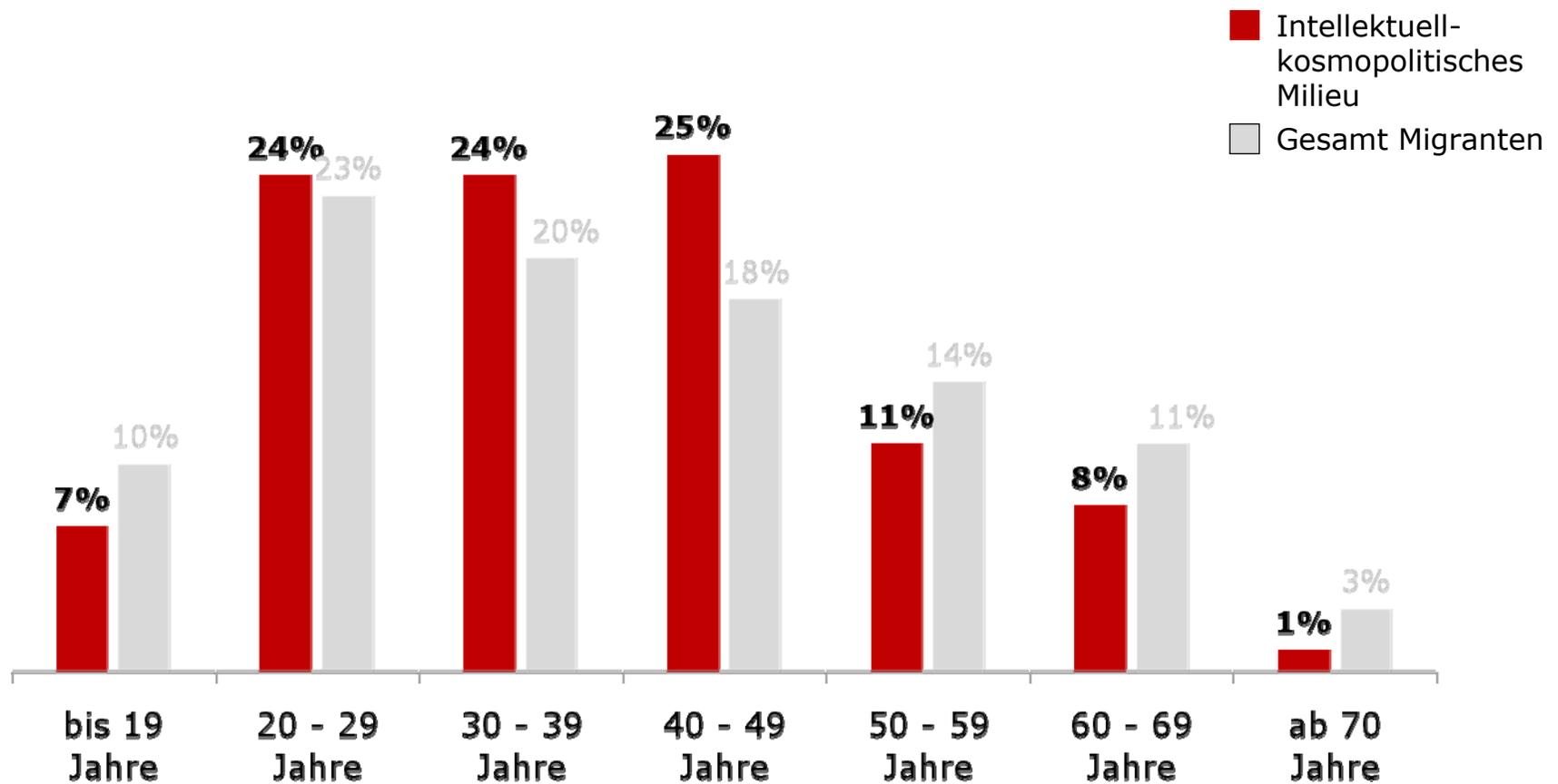
- "Steiler" Altersaufbau; geringe Reproduktion (schrumpfendes Milieu)
- Kaum Jugendliche; sehr wenig junge Erwachsene

Entwurzeltes Milieu Altersaufbau



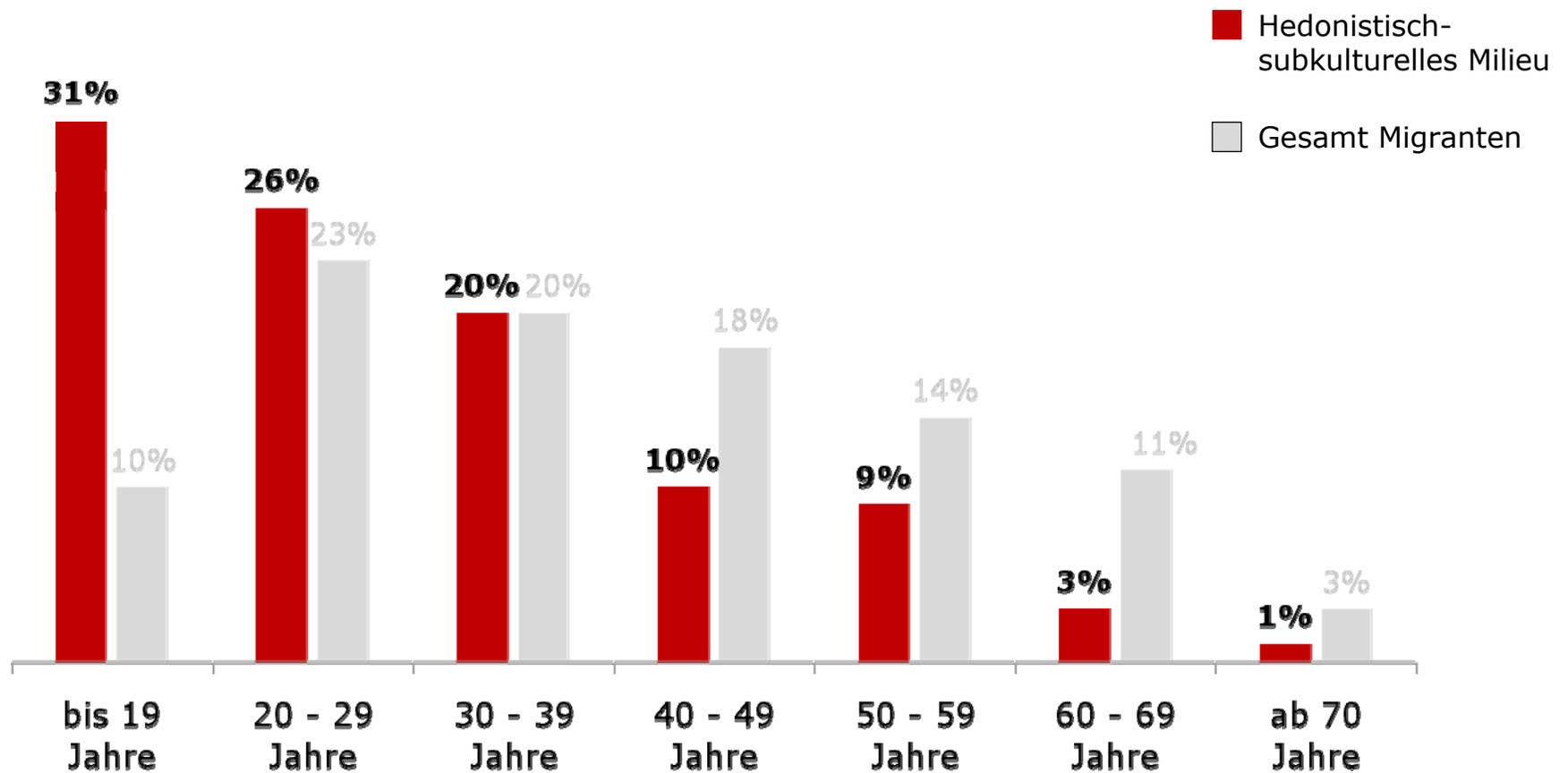
- Junges Milieu; Altersschwerpunkt 20 bis 39 Jahre
- Sukzessive fallender Altersaufbau
- (Künftiges) Migranten-Prekariat; absehbare Probleme der Versorgung im Alter

Intellektuell-kosmopolitisches Milieu Altersaufbau



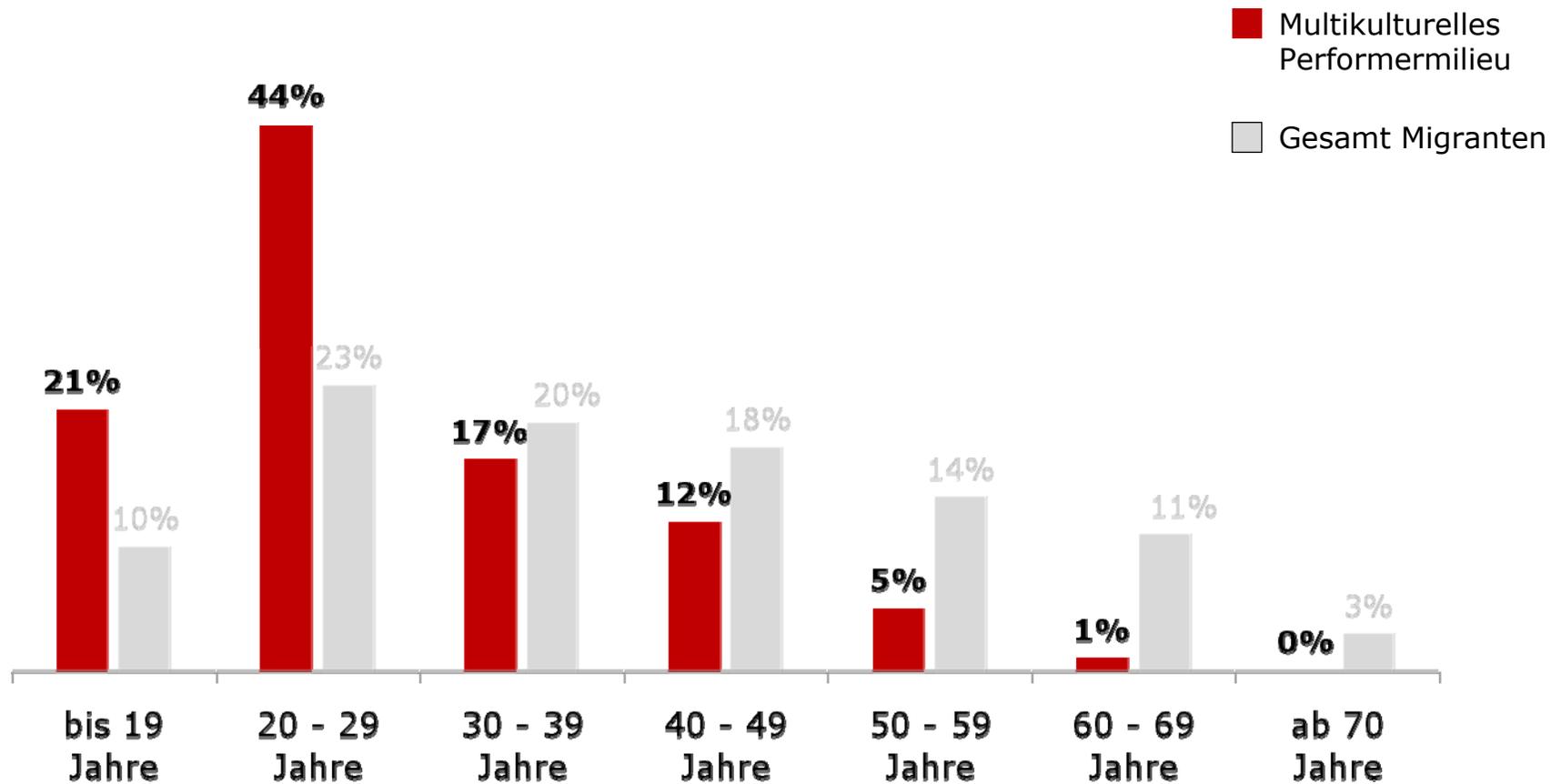
- Breites Altersspektrum
- Schwerpunkt 20 bis 49 Jahre

Hedonistisch-subkulturelles Milieu Altersaufbau



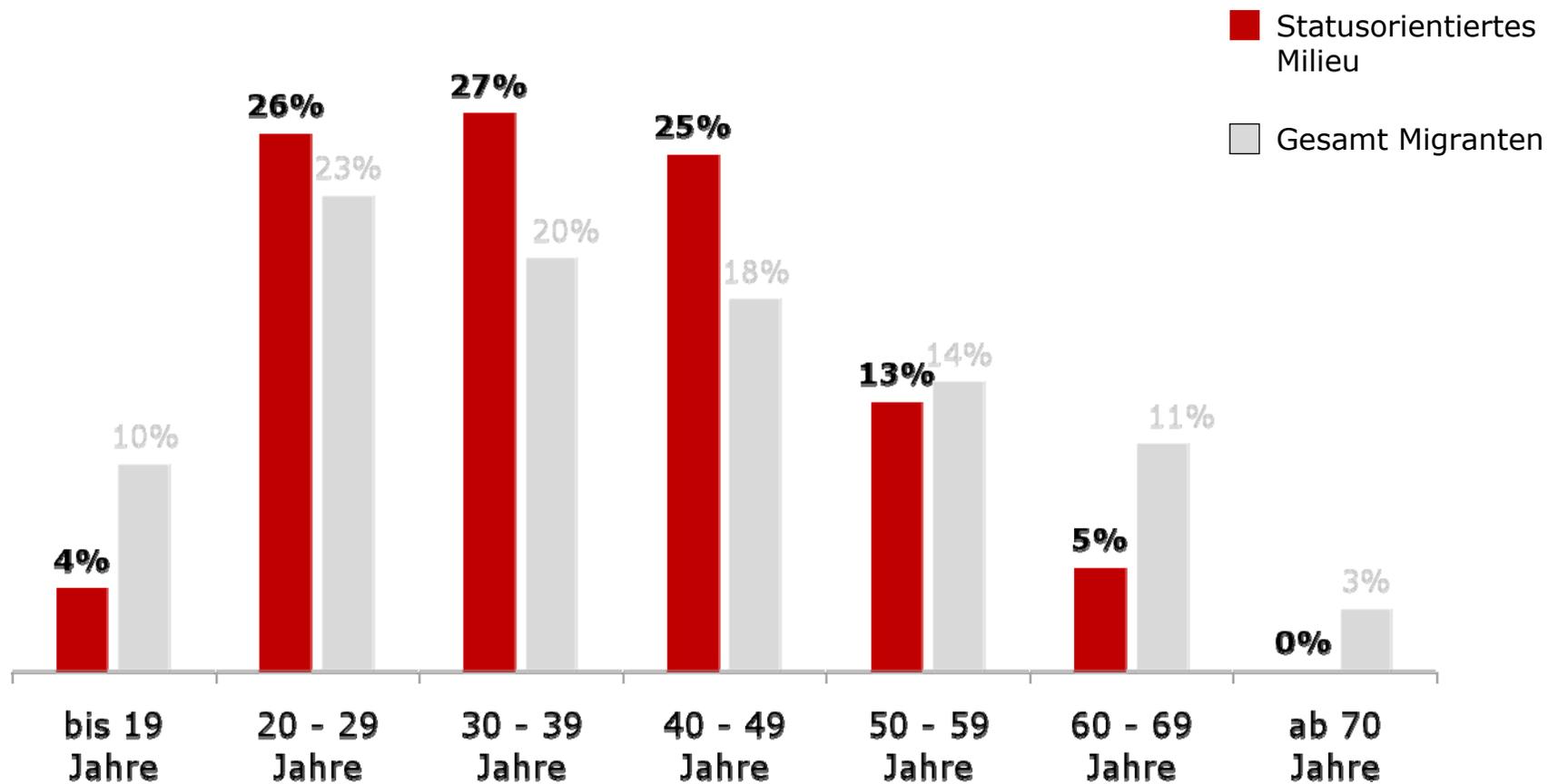
- Sehr junges Milieu; Schwerpunkt unter 40 Jahren; wenig Ältere (ab 60)
- Jugendliche sind stärkste Alterskohorte, gefolgt von jungen Erwachsenen
- Sukzessive fallender Altersaufbau; hohe Reproduktion

Multikulturelles Performermilieu Altersaufbau



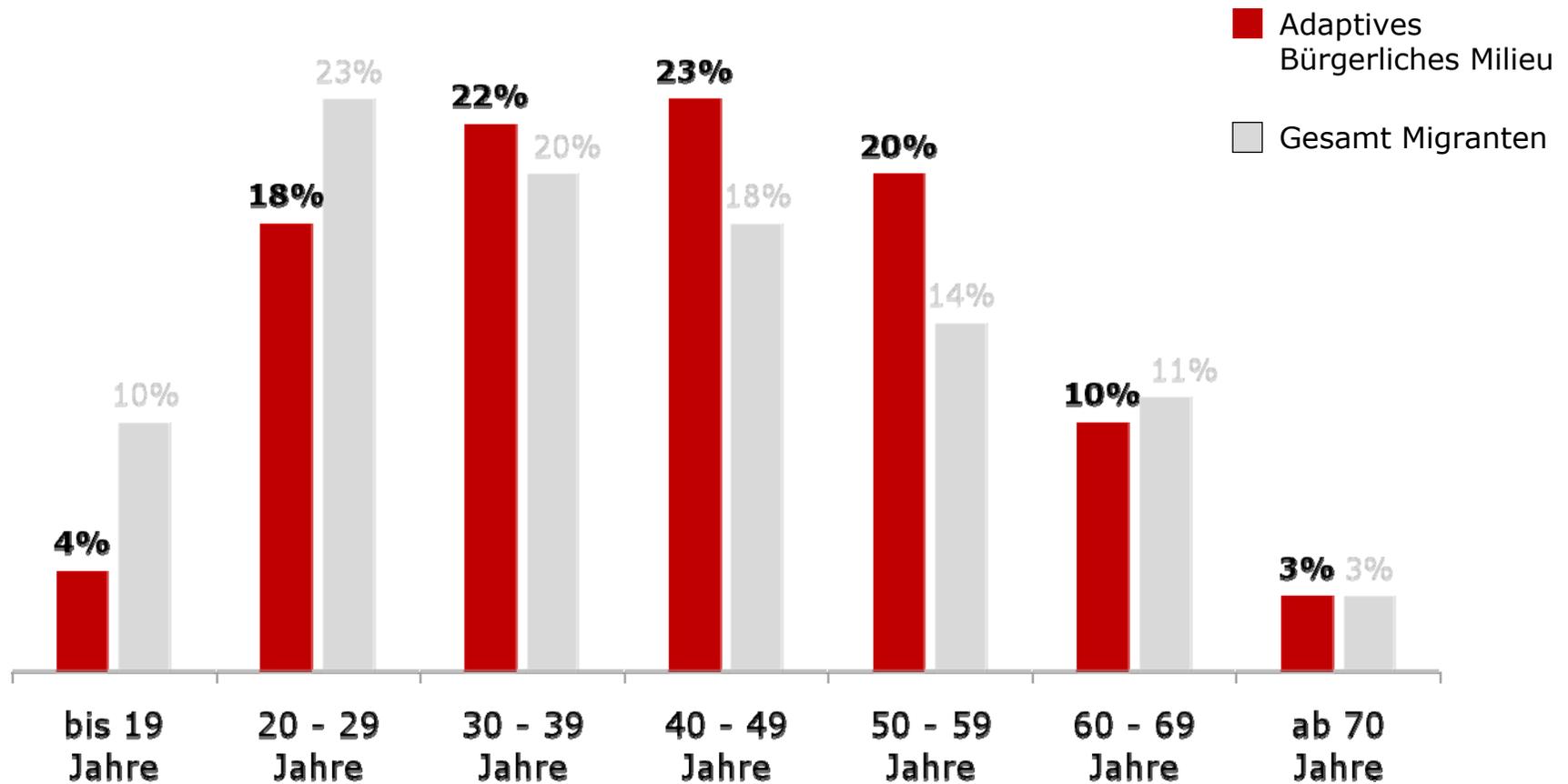
- Sehr junges Milieu (kaum Alte)
- Schwerpunkt unter 30 Jahren: Junge Erwachsene und Jugendliche

Statusorientiertes Milieu Altersaufbau



- Klarer Altersschwerpunkt 20 bis 49 Jahre
- Künftiges Segment der "Best Ager"

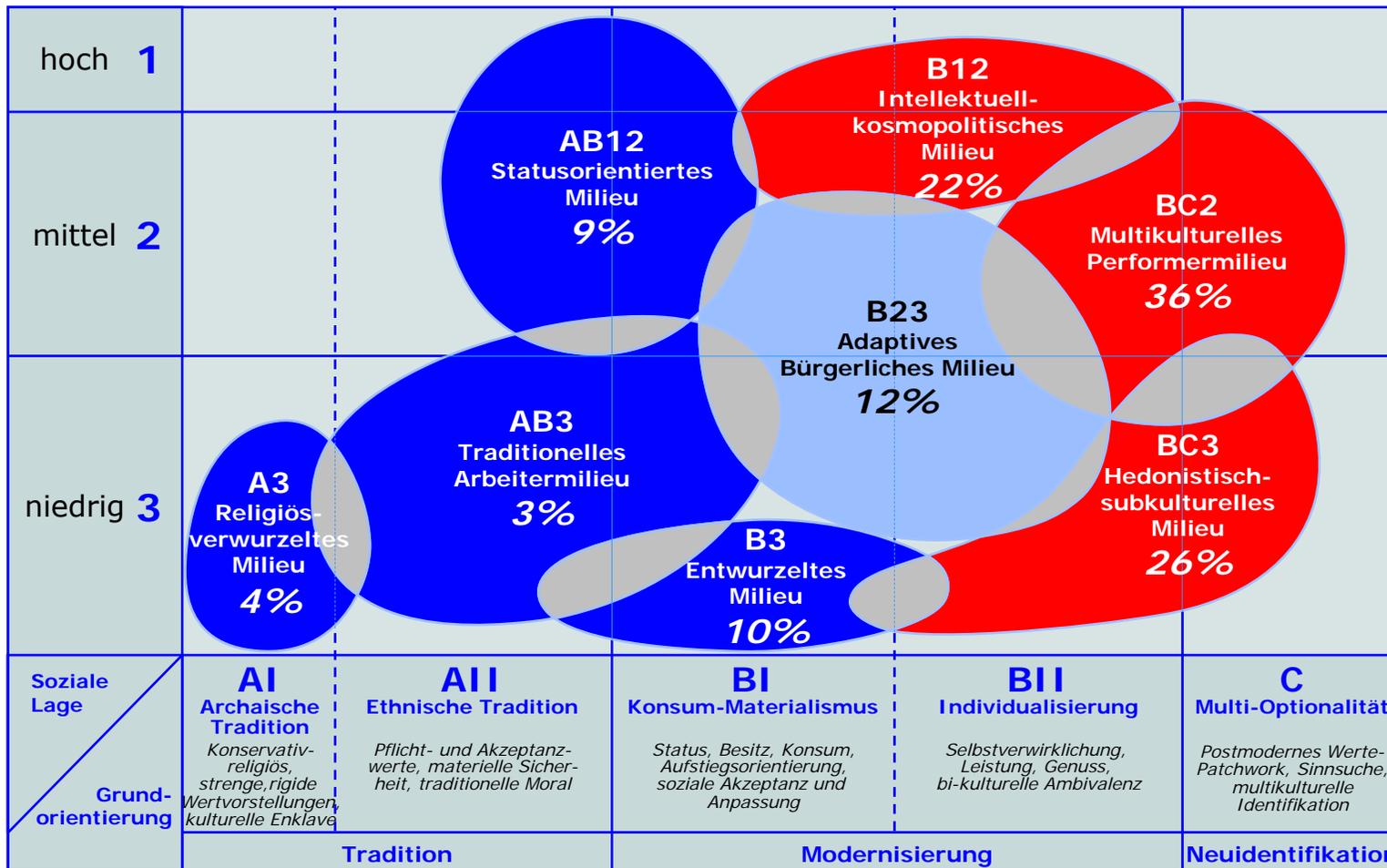
Adaptives Bürgerliches Milieu Altersaufbau



- Breites Altersspektrum
- Schwerpunkt 30 bis 59 Jahre

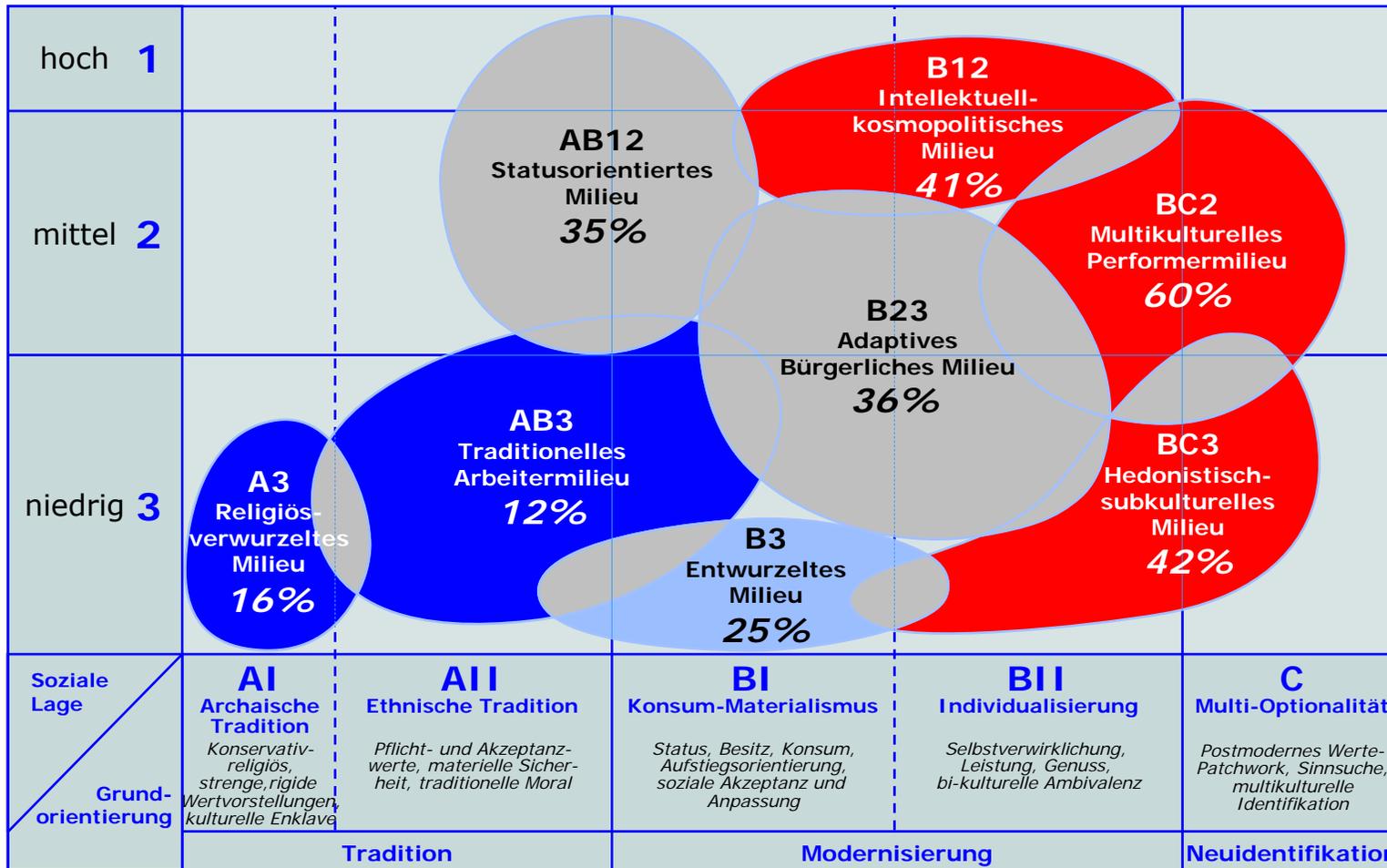
Anteil der in Deutschland Geborenen*

* Ø = 16%



■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Schulbesuch in Deutschland*



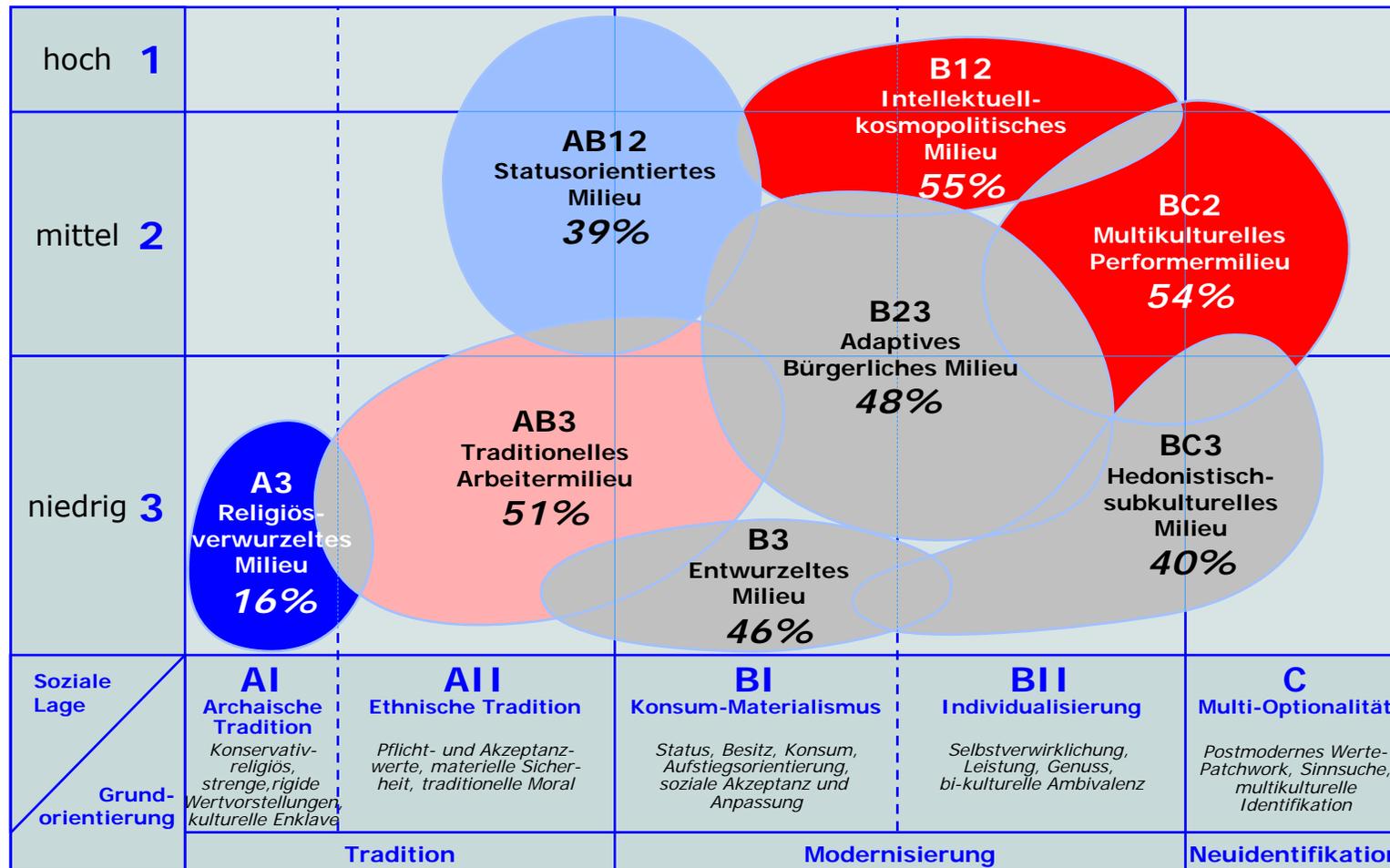
* Wo zuletzt zur Schule gegangen?
n = 1.762 (ohne Personen in Ausbildung)

∅ = 32%

■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Anteil der Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit*

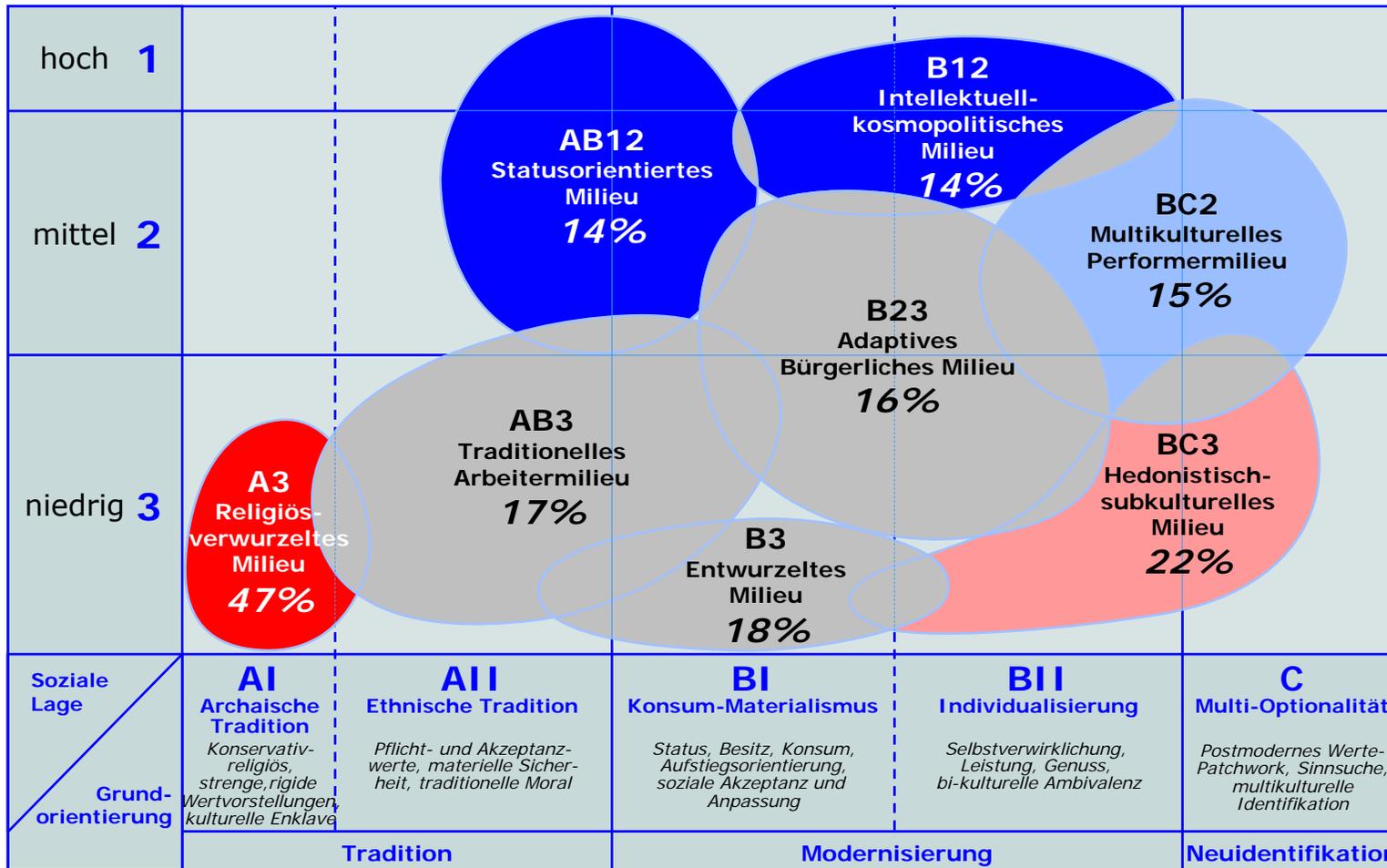
* Ø = 45%



■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Anteil der Menschen mit türkischem Migrationshintergrund*

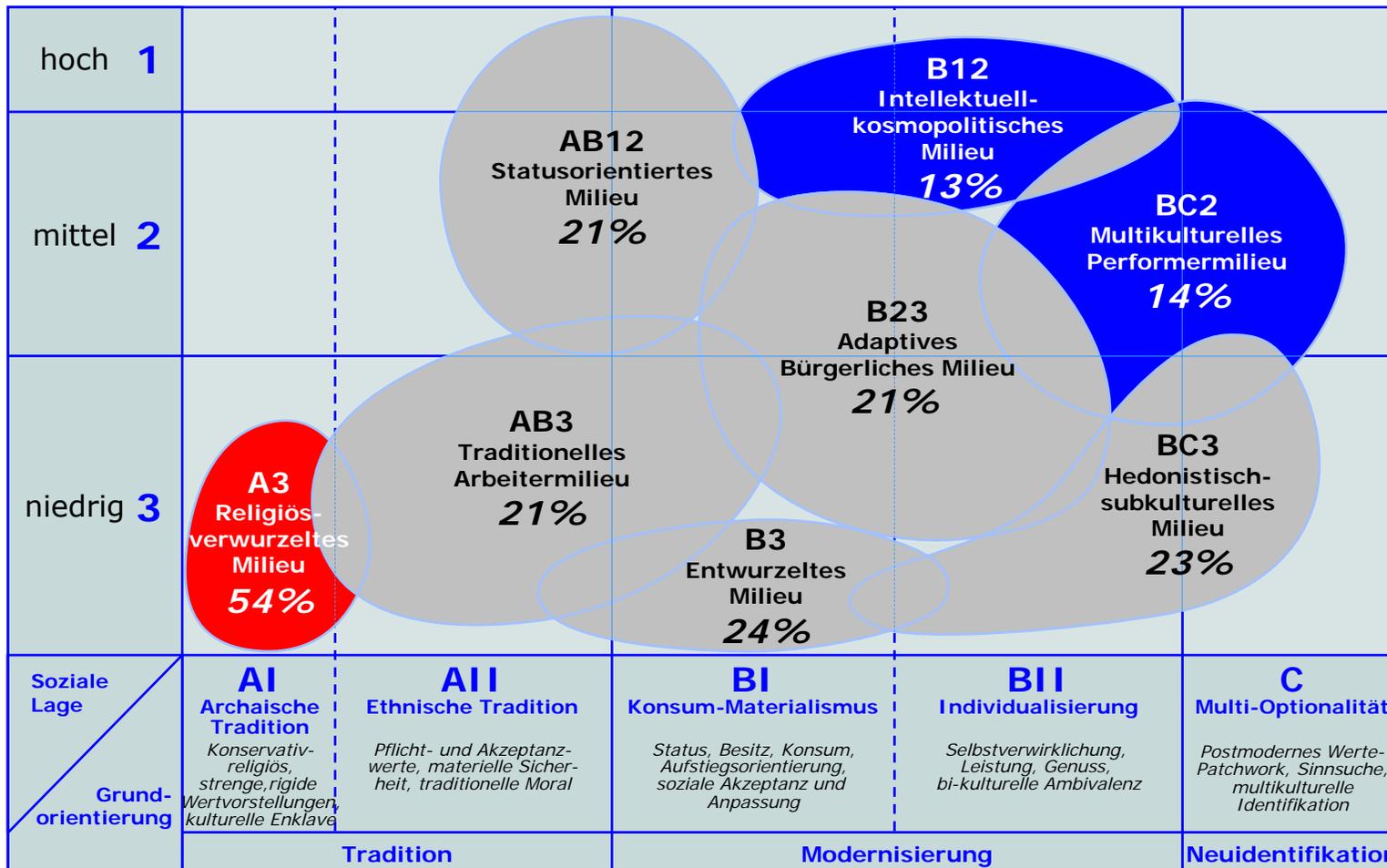
* Ø = 19%



■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Anteil der Menschen moslemischen Glaubens*

* Ø = 22%

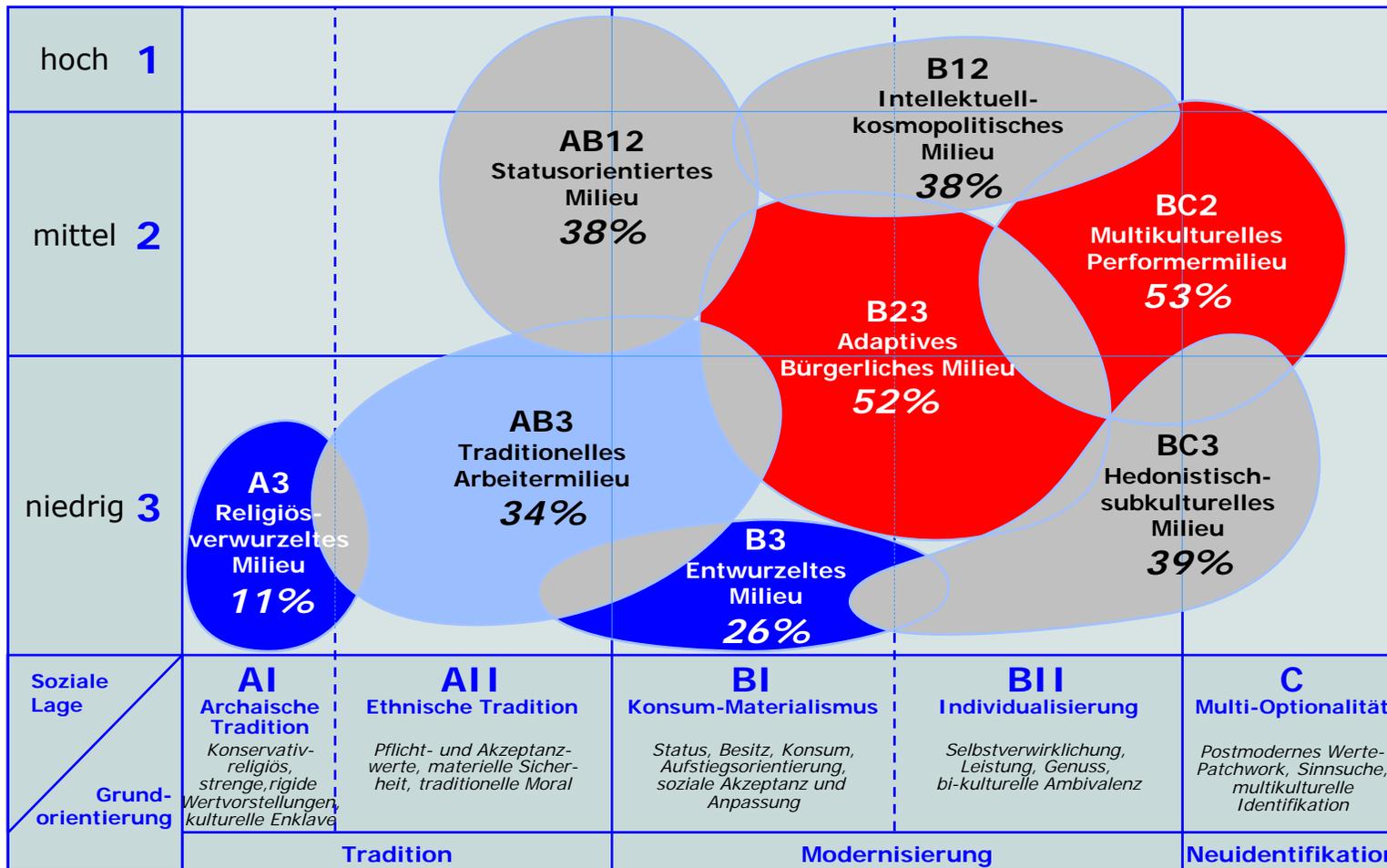


■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Verbundenheit mit Deutschland

- fühle mich sehr stark verbunden -*

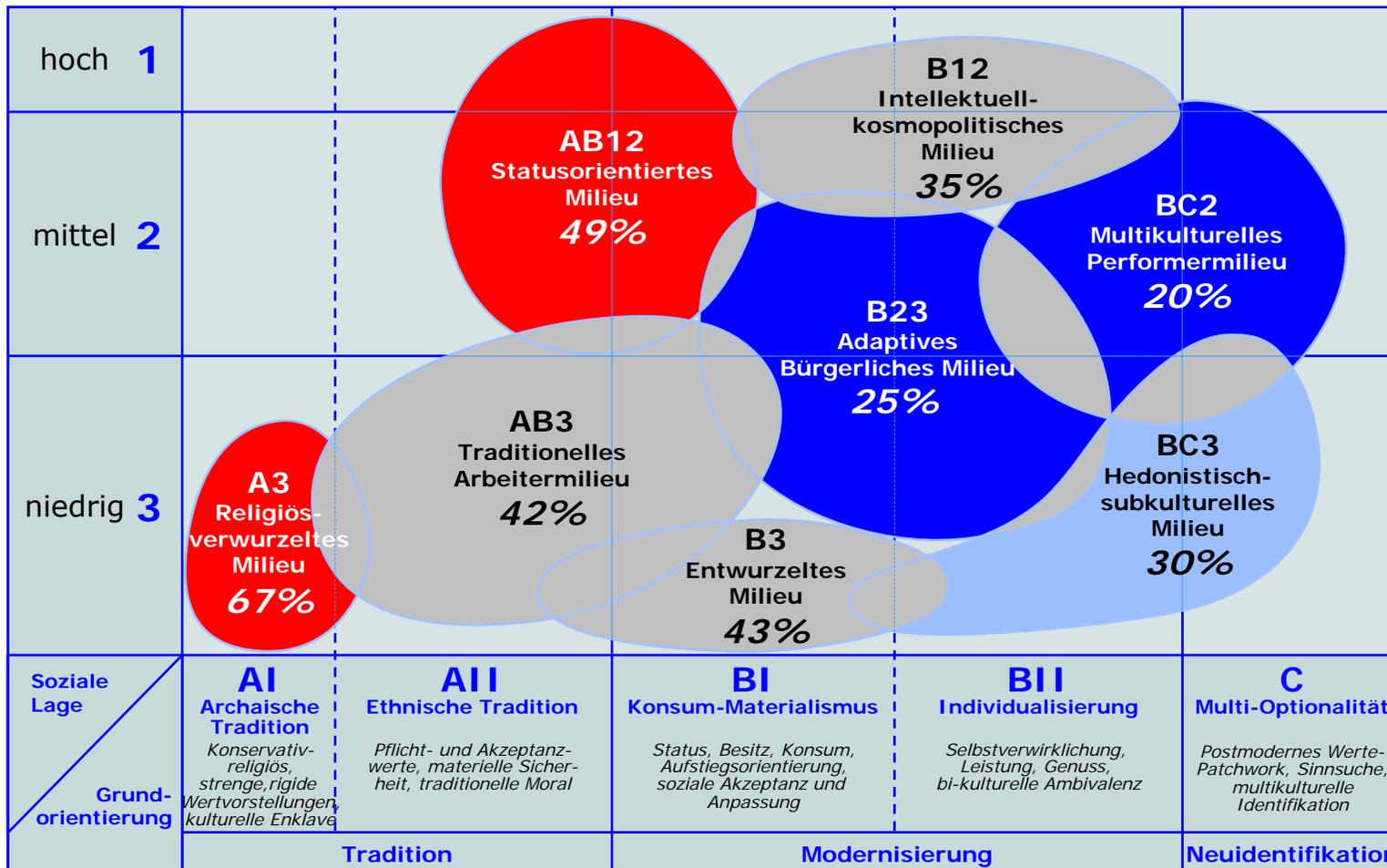
* Ø = 39%



■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
 ■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

Verbundenheit mit dem Herkunftsland*

- fühle mich sehr stark verbunden -**

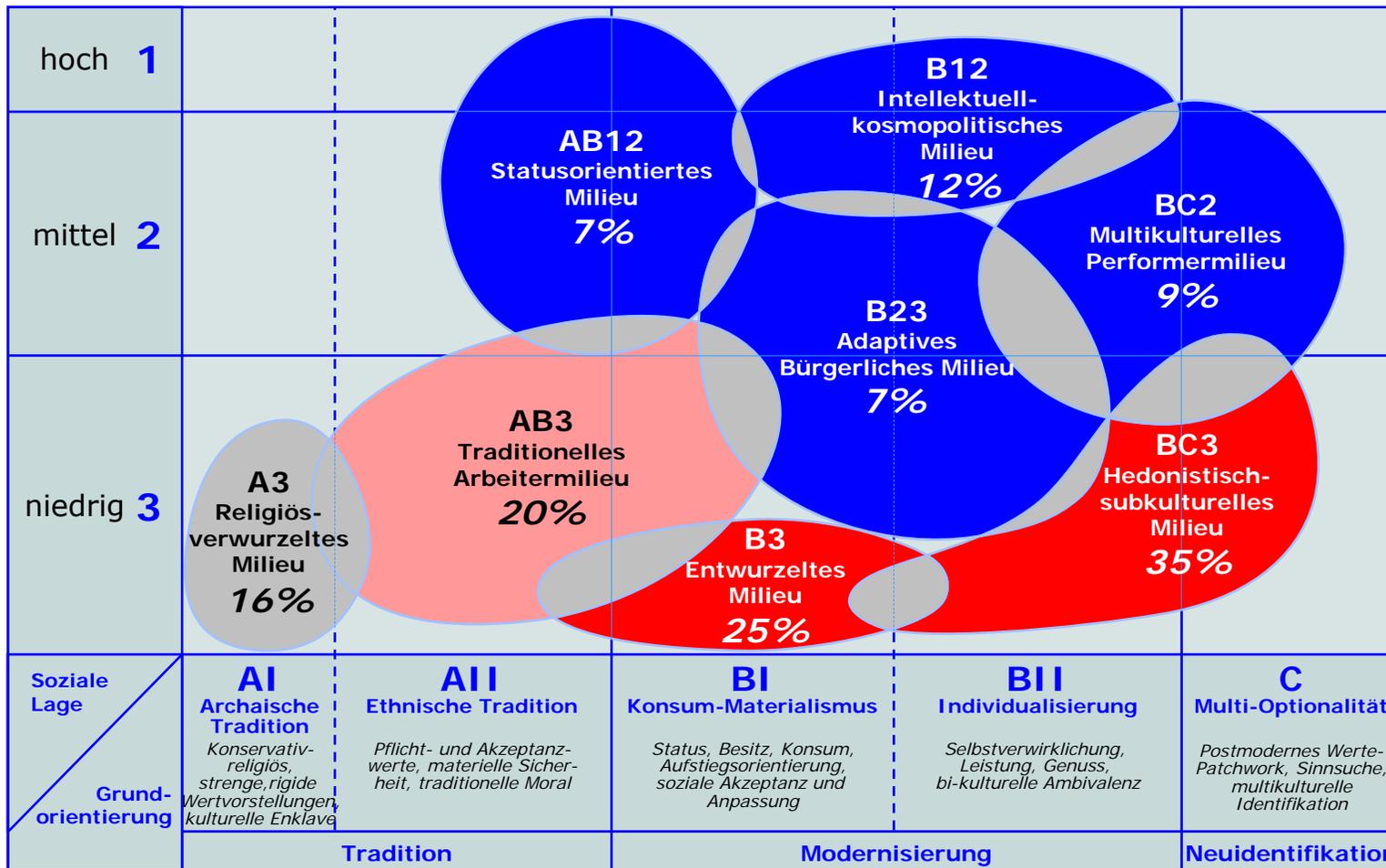


* bzw. dem der Familie

** $\emptyset = 37\%$

■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

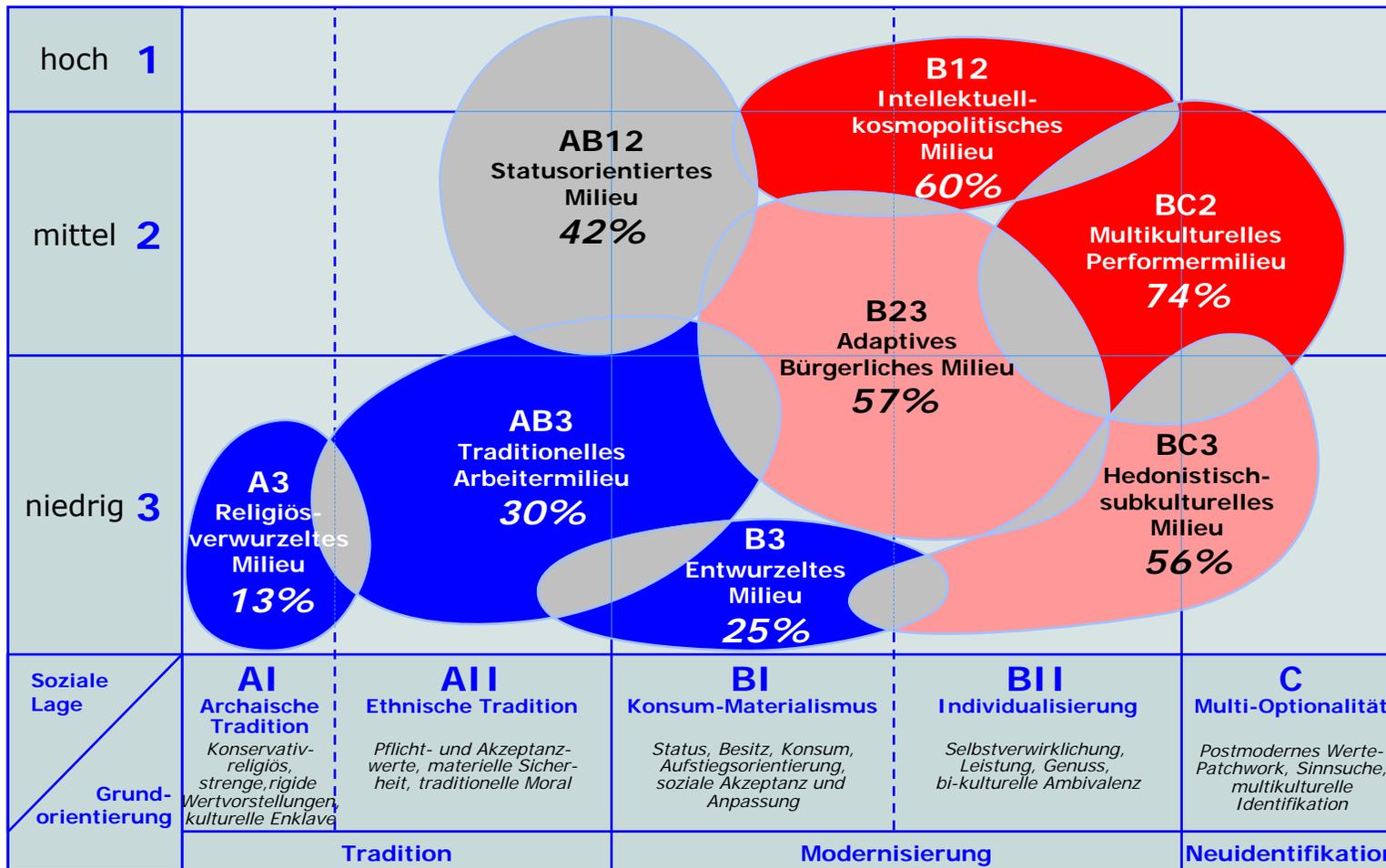
"Ich weiß gar nicht, in welche Kultur ich gehöre"



* Basis: Top-2-Boxes einer 4er-Skala
 $\emptyset = 17\%$

■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
 ■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

Verkehrssprache Deutsch*

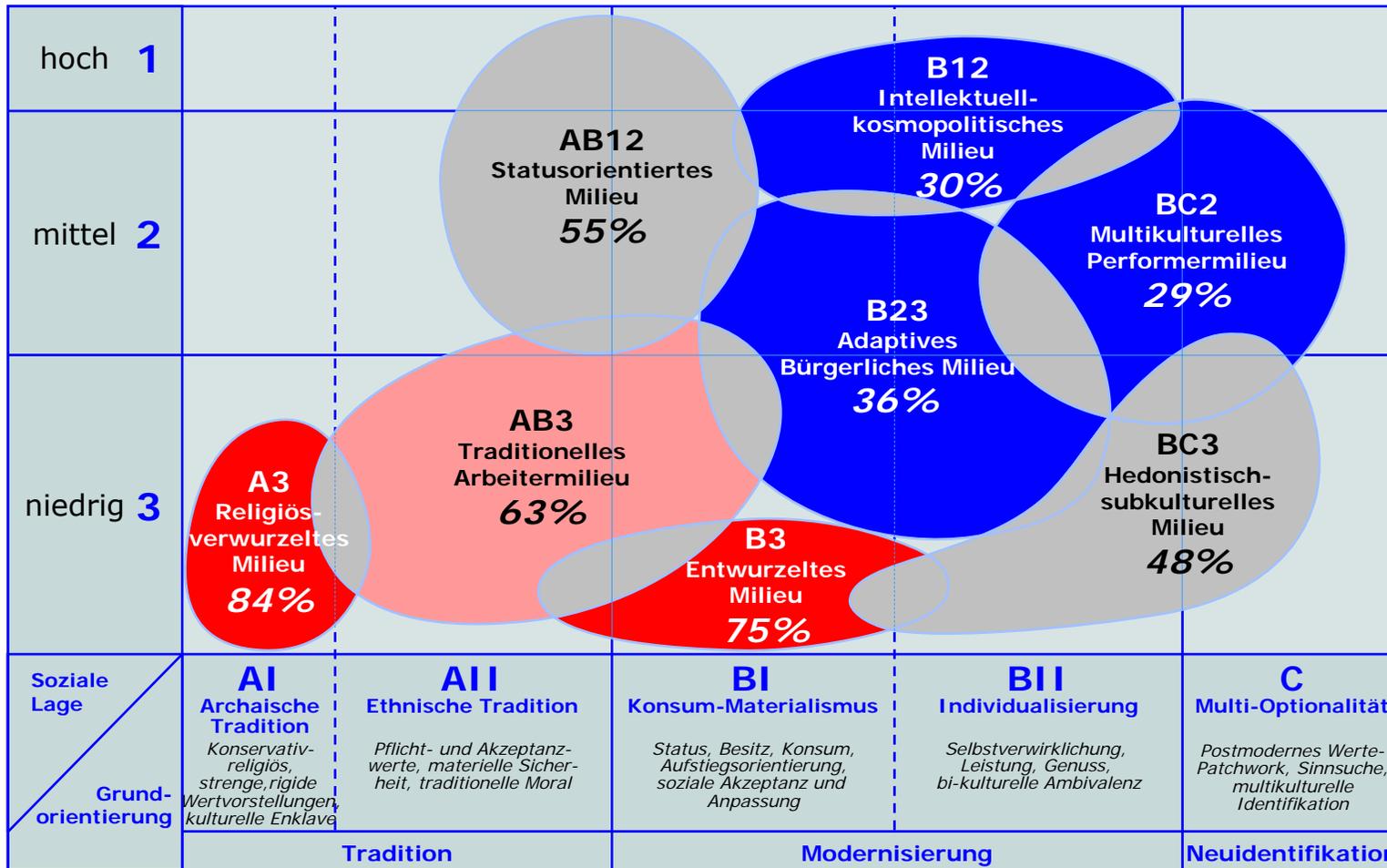


* Unterhaltung mit den engsten Freunden und Bekannten: ausschließlich / überwiegend auf Deutsch

∅ = 47%

■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
 ■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

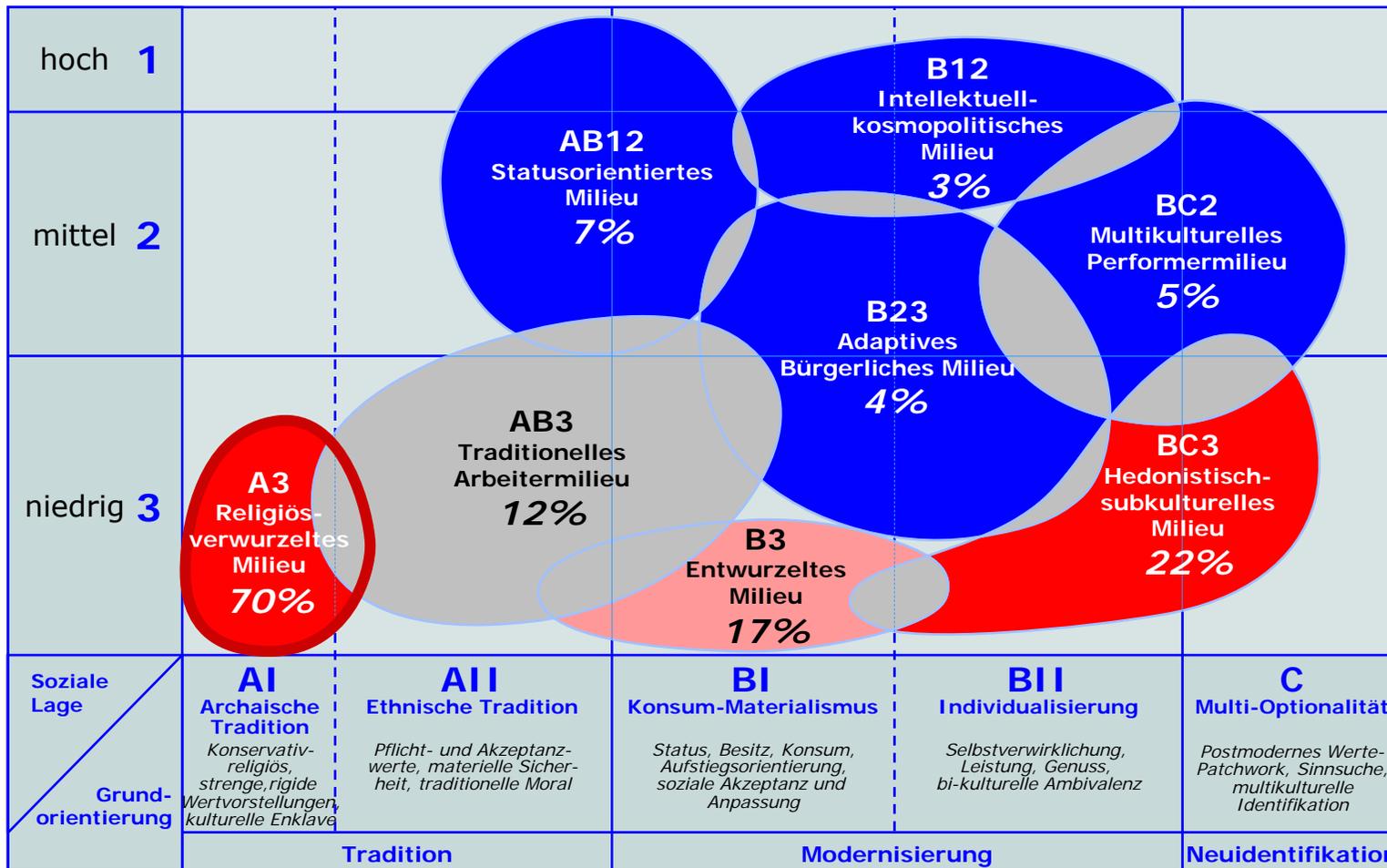
"Ich verbringe viel Zeit mit Menschen, die den gleichen Migrationshintergrund haben wie ich"*



* Basis: Top-2-Boxes einer 4er-Skala
 $\emptyset = 50\%$

■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
 ■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

"Ich habe noch nie eine deutsche Familie zu Hause besucht"*



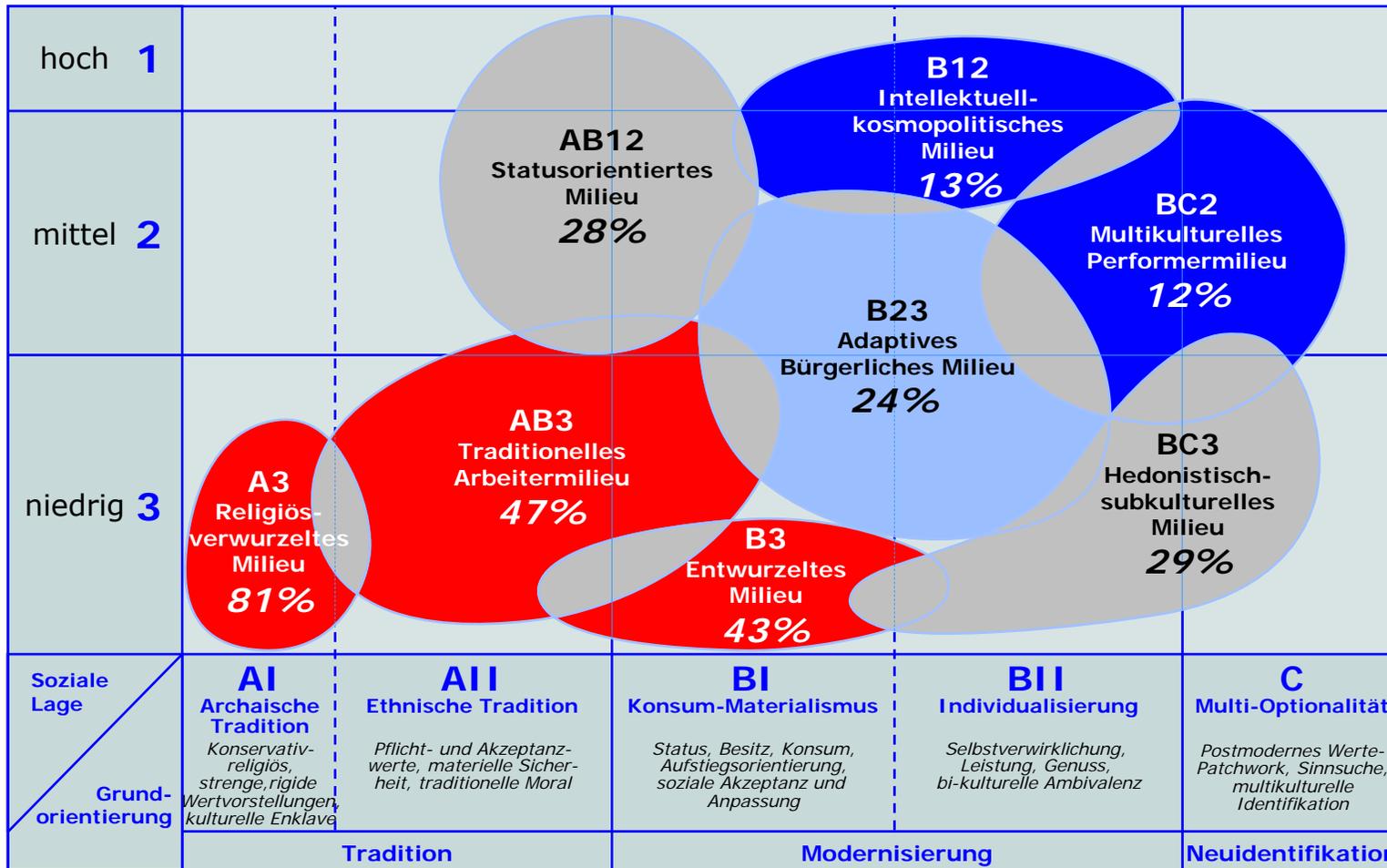
* Basis: Top-2-Boxes einer 4er-Skala

∅ = 14%

■ = stark überrepräsentiert (Indexwert ≥ 126)
 ■ = überrepräsentiert (Indexwert 116 - 125)
 ■ = durchschnittlich (Indexwert 85 - 115)
 ■ = unterrepräsentiert (Indexwert 75 - 84)
 ■ = stark unterrepräsentiert (Indexwert ≤ 74)

Ethnische Homogenität der Ehepartner*

- sehr wichtig / wichtig -



* Meinung, dass Ehepartner die gleiche Nationalität haben bzw. aus der gleichen Herkunftsregion stammen sollten: sehr wichtig / wichtig

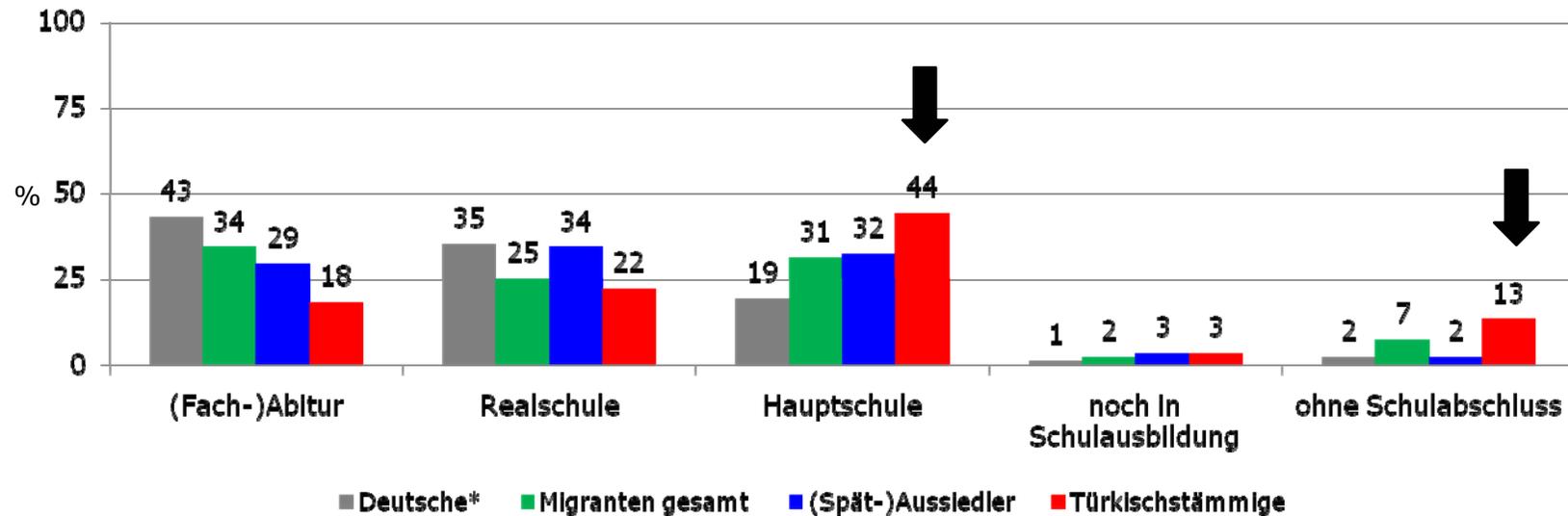
∅ = 31%

■ = stark überrepräsentiert Indexwert ≥ 126
 ■ = überrepräsentiert Indexwert 116 - 125
 ■ = durchschnittlich Indexwert 85 - 115
 ■ = unterrepräsentiert Indexwert 75 - 84
 ■ = stark unterrepräsentiert Indexwert ≤ 74

14- bis 29-Jährige mit Migrationshintergrund	Anzahl in 1000	%
Insgesamt	3.760	24,4
Türkei	760	20,2
Russische Föderation	329	8,8
Polen	288	7,7
Kasachstan	182	4,8
Italien	180	4,8
Serbien	104	2,8
Sonstiger Naher und Mittlerer Osten	95	2,5
Sonstiges Süd- und Südostasien	88	2,3
Griechenland	87	2,3
Kroatien	82	2,2
Rumänien	75	2,0
Bosnien und Herzegowina	70	1,9
Ehemalige Sowjetunion	69	1,8
Ukraine	66	1,8
Sonstiges Afrika	57	1,5
Zusammengefasst: Russische Föderation, Kasachstan, ehemalige Sowjetunion, Ukraine	646	17,2

Quelle: Mikrozensus 2007;
Berechnung Statistisches Bundesamt 2009

Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen Deutsche* / Migranten gesamt / (Spät-)Aussiedler/ Türkischstämmige



* Autochthone Deutsche ohne Migrationshintergrund

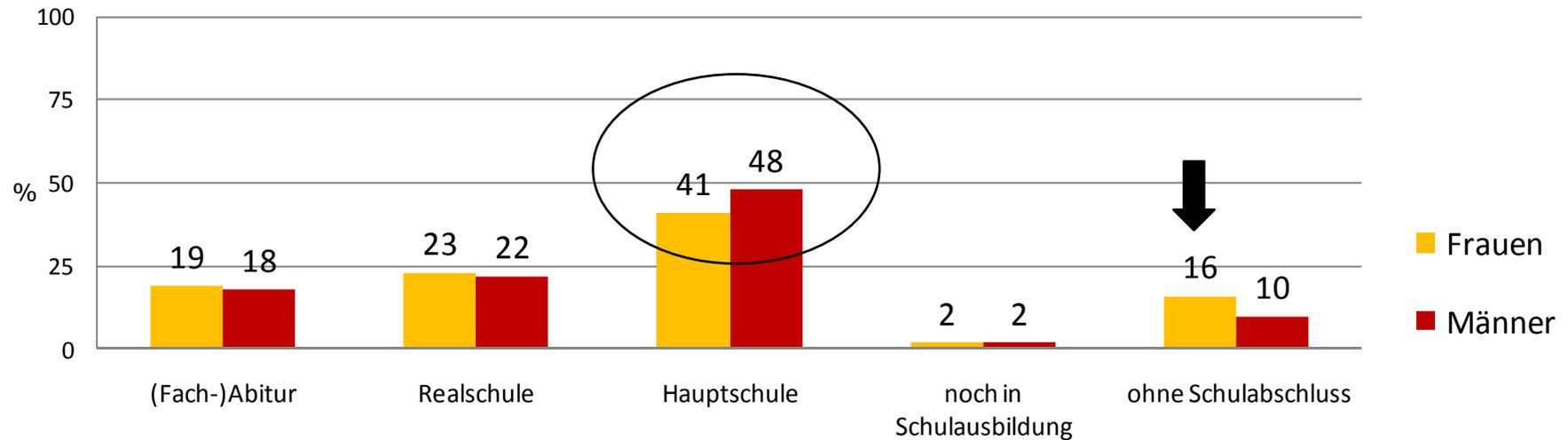
Prozentuale Angaben beziehen sich anteilig auf die Grundgesamtheit der jeweiligen ethnischen Gruppe

Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2007

Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen

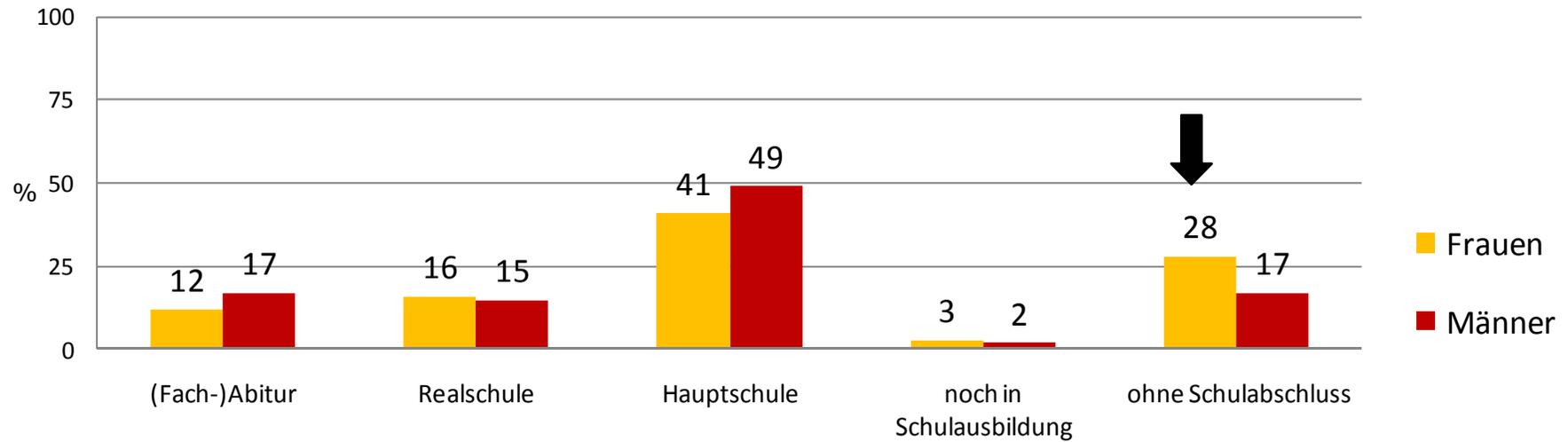
Türkischer Migrationshintergrund

437.000 Personen (221.000 Männer; 216.000 Frauen)



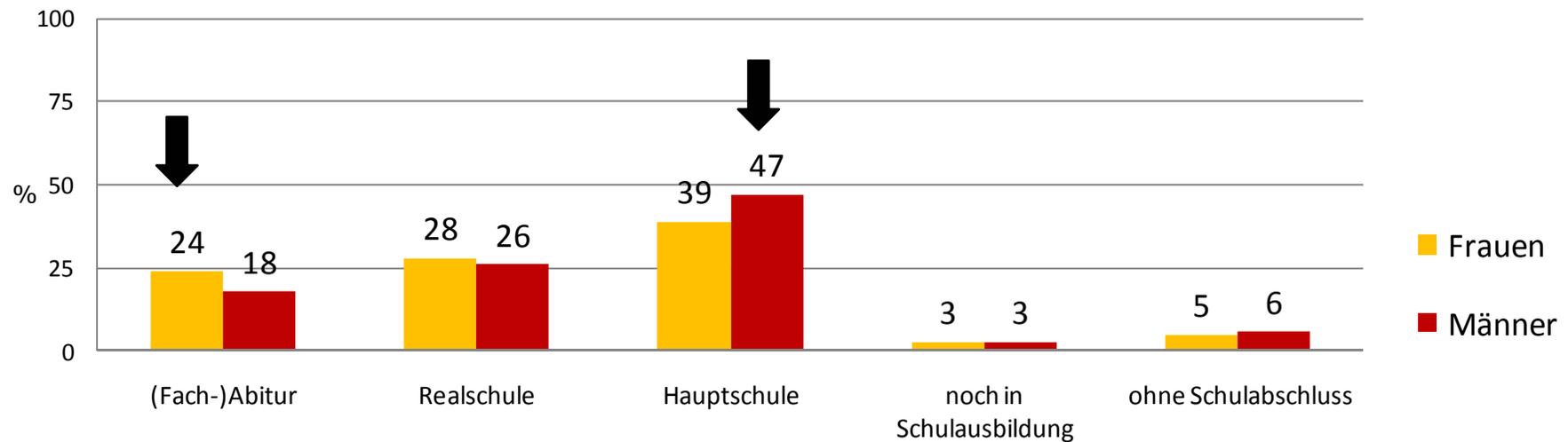
Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2007

Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen Zugewanderte Türken



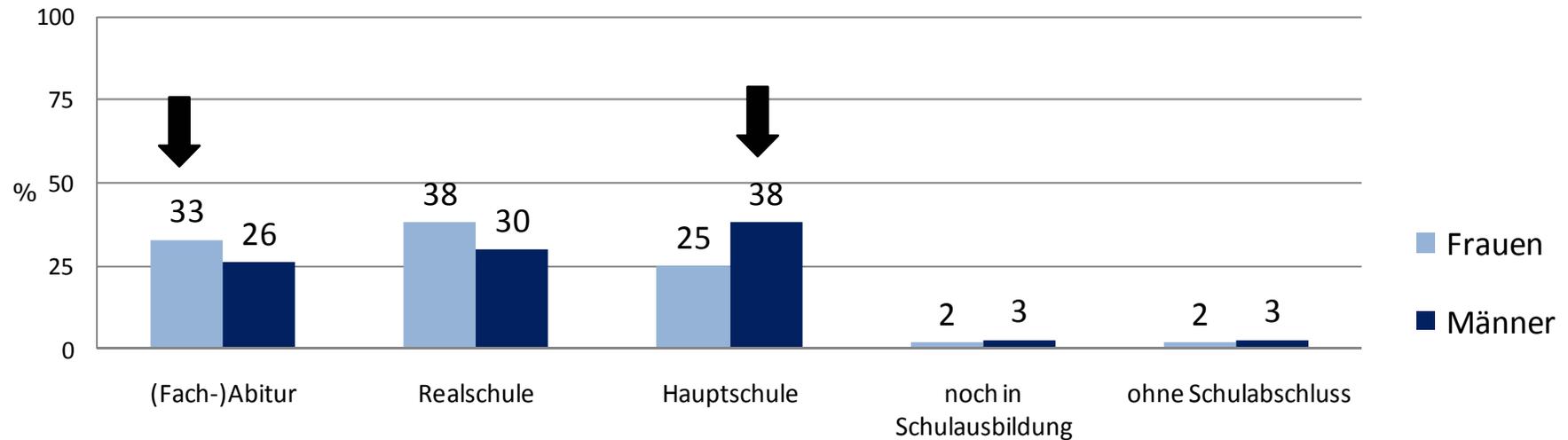
Prozentuale Angaben beziehen sich auf die Grundgesamtheit der 20-29-jährigen Frauen bzw. Männer mit türkischem Migrationshintergrund, die selbst zugewandert sind
Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2007

Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen **Nachkommen** von zugewanderten **Türken**:



Prozentuale Angaben beziehen sich auf die Grundgesamtheit der 20-29-jährigen Frauen bzw. Männer mit türkischem Migrationshintergrund, die selbst nicht zugewandert sind, sondern Nachkommen von Zugewanderten
Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2007

Erreichte Schulabschlüsse der 20- bis 29-Jährigen Spätaussiedler: Frauen und Männer

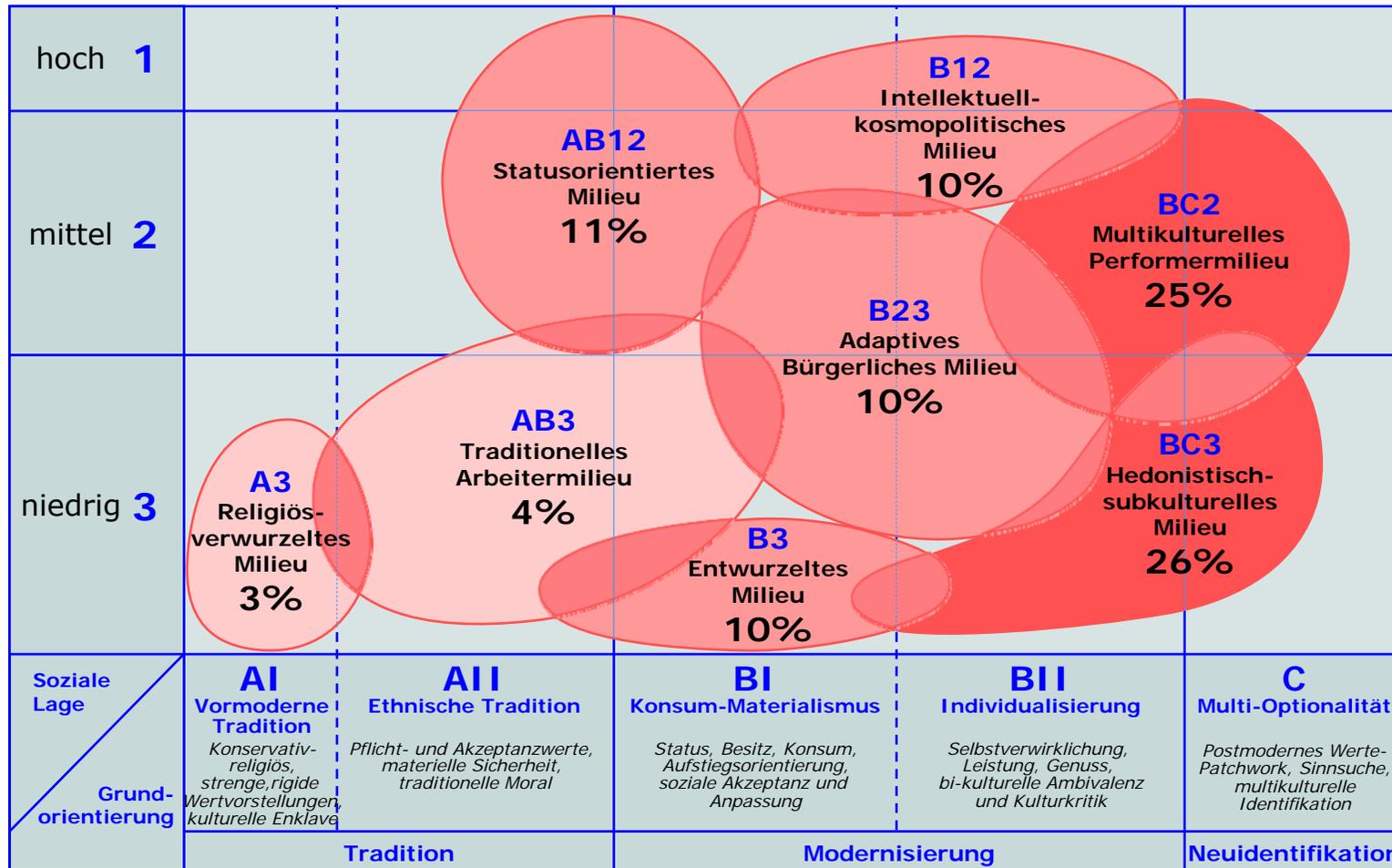


Prozentuale Angaben beziehen sich auf die Grundgesamtheit der 20-29-jährigen Frauen bzw. Männer, die (Spät)Aussiedler sind
Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2007

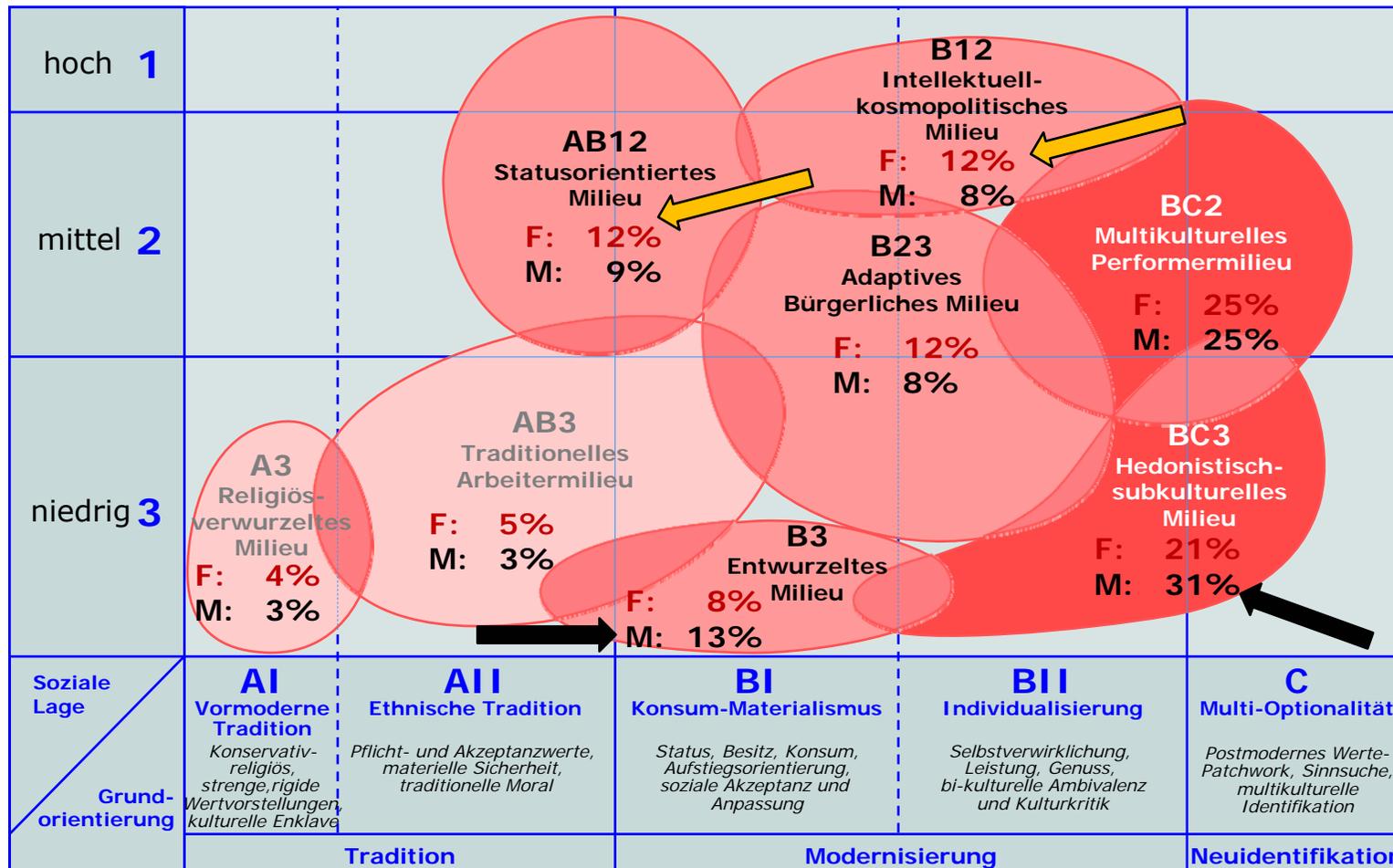
Milieuverteilung

14- bis 29-Jährige Menschen mit Migrationshintergrund

- alle Ethnien -

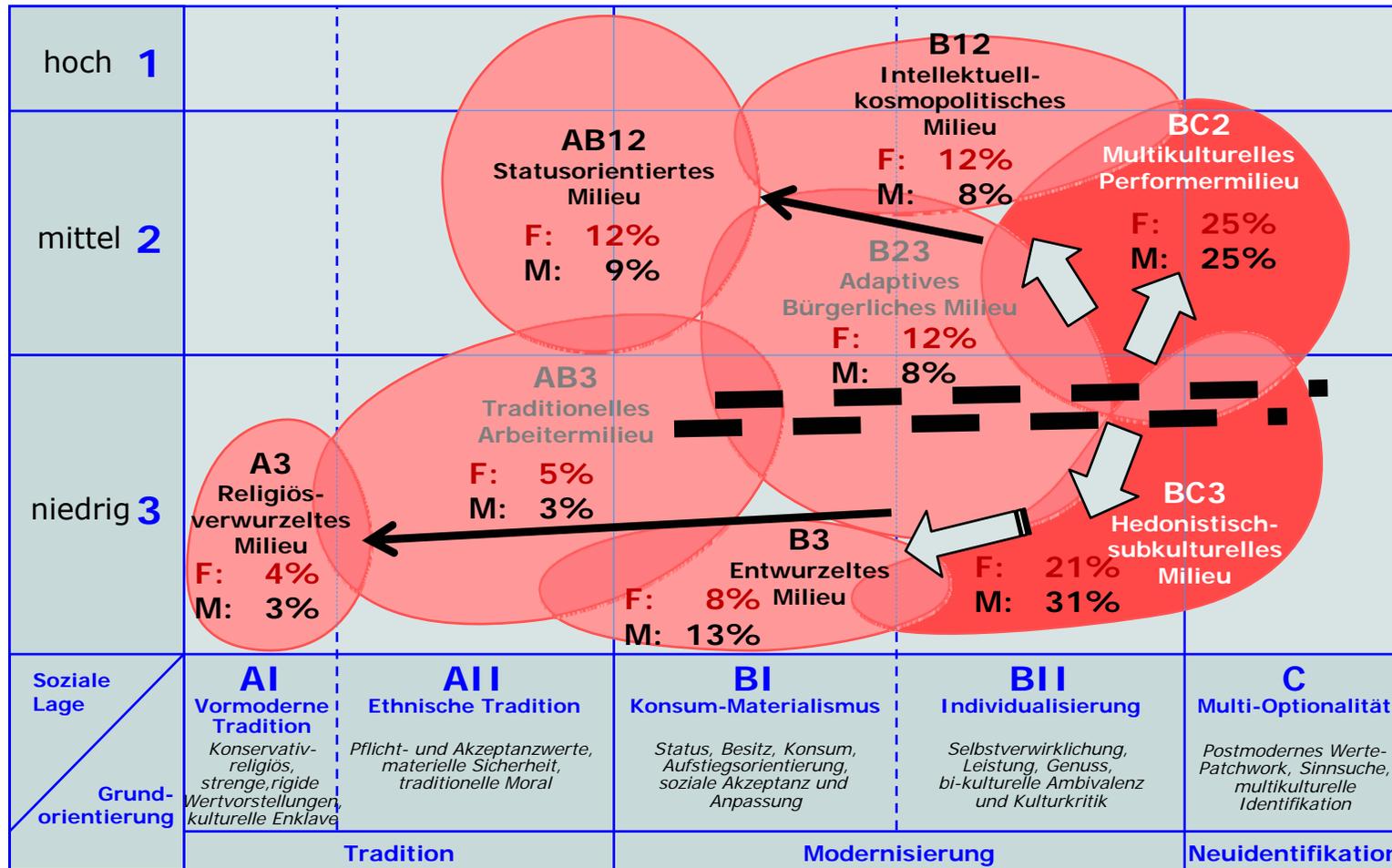


Milieuverteilung 14- bis 29-Jährige Frauen und Männer mit Migrationshintergrund – alle Ethnien –



■ Quantitativ besonders große, jugendtypische Lebenswelten

14- bis 29-Jährige Sozial-hierarchisches und soziokulturelles Auseinanderdriften nach der Jugendphase

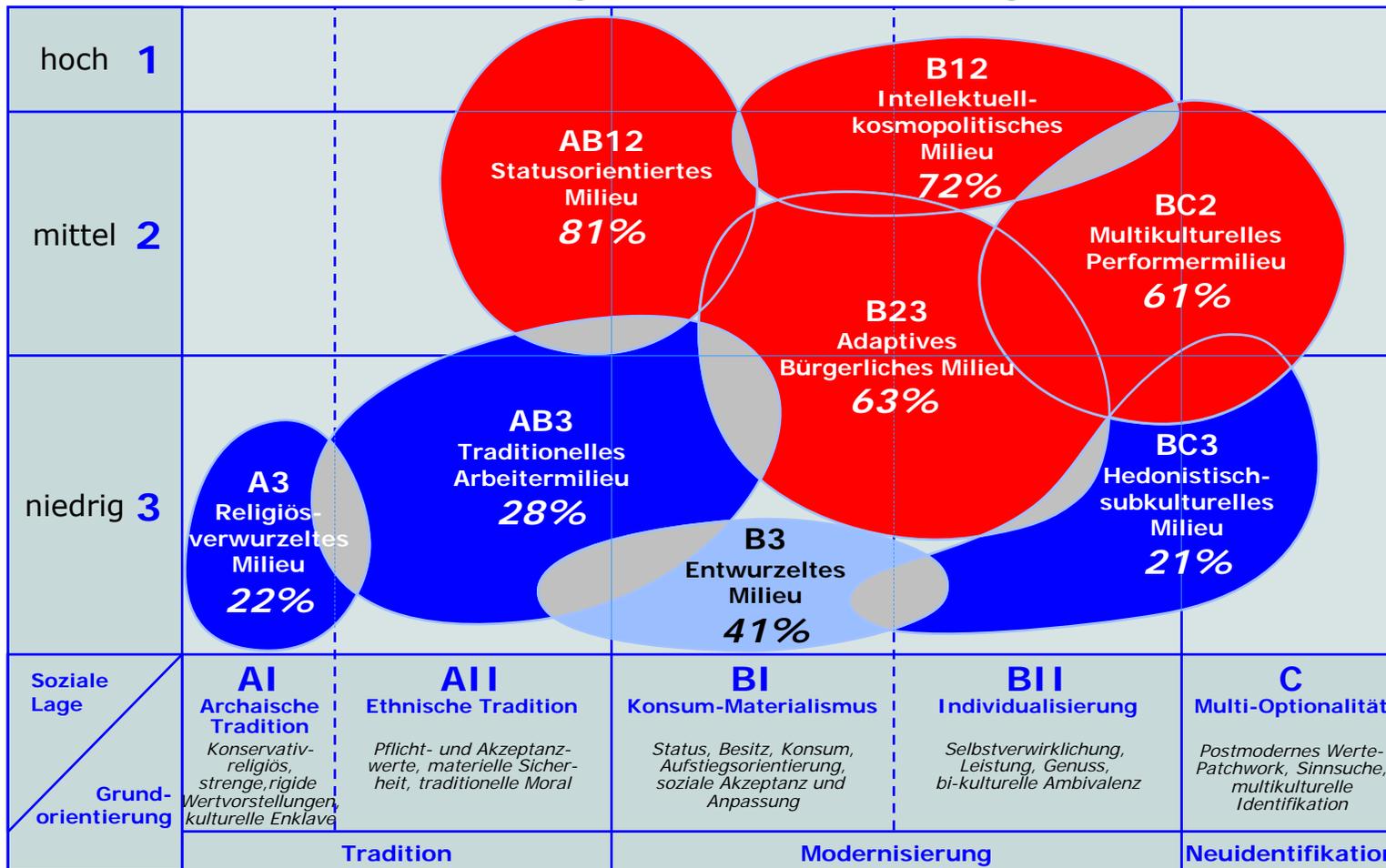


Soziokulturelle „Wanderungen“ im Zuge der Sozialisation in der Phase der Adoleszenz u. Postadoleszenz

Hauptlinien der Differenzierung: Bifurkation, Abgrenzung, Abschottung

Quantitativ besonders große, jugendtypische Lebenswelten

14- bis 29-Jährige Lernen, mich bilden "mache ich gern / besonders gern"



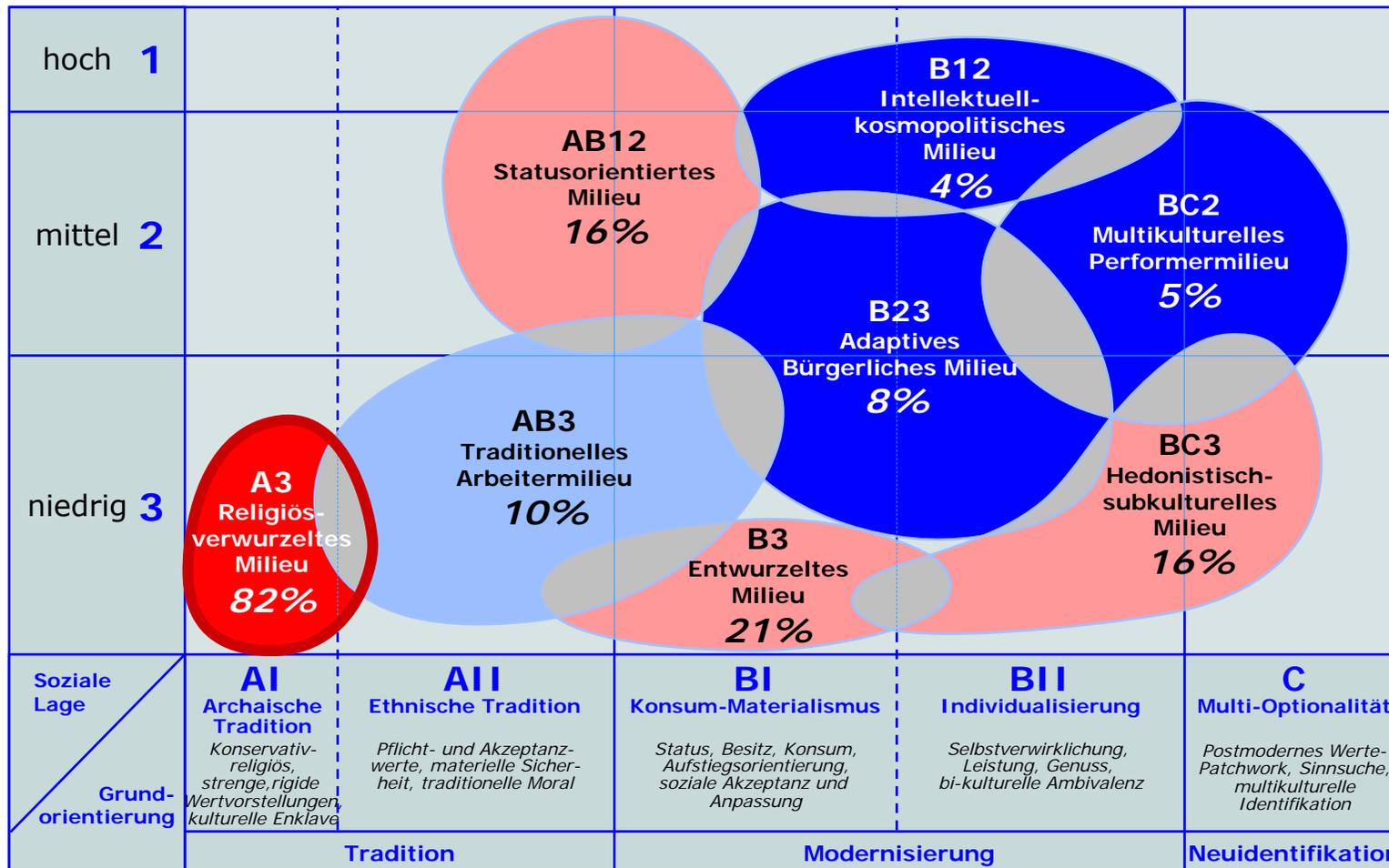
Ø = 49%

■ = stark überrepräsentiert
 ■ = überrepräsentiert
 ■ = durchschnittlich
 ■ = unterrepräsentiert
 ■ = stark unterrepräsentiert

14- bis 29-Jährige

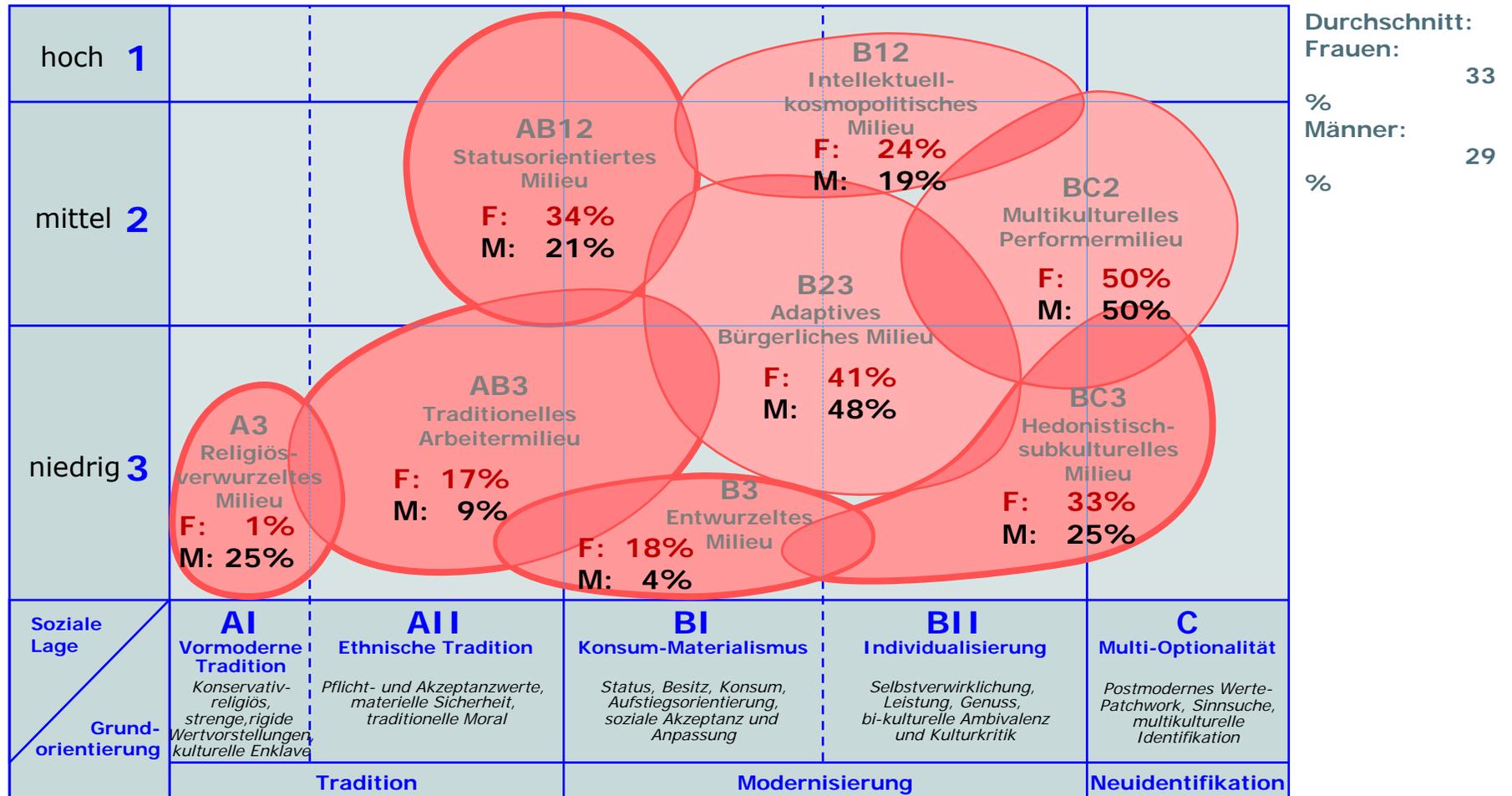
"Ich habe noch nie eine deutsche Familie zu Hause besucht"

Ø = 13%

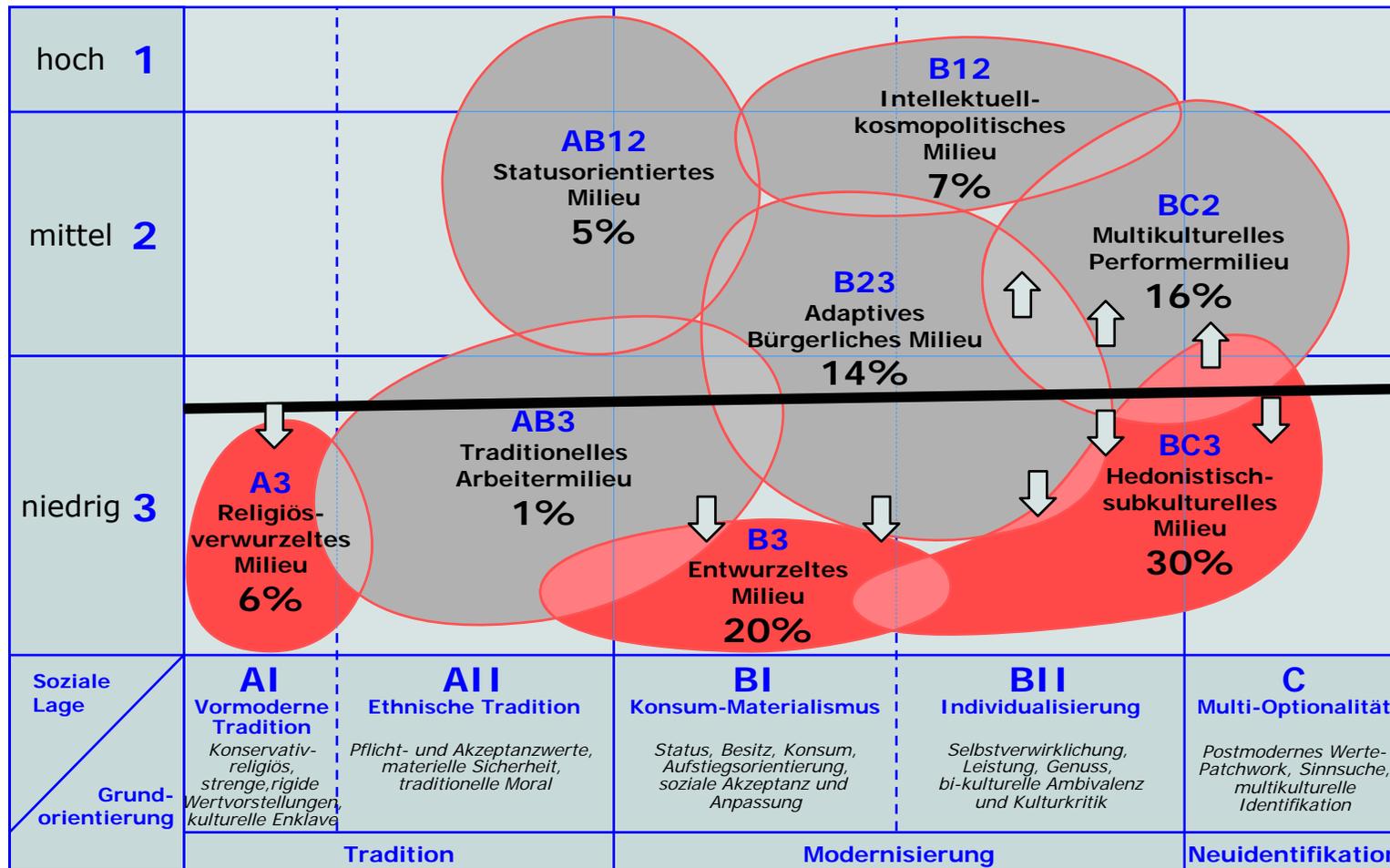


■ = stark überrepräsentiert
 ■ = überrepräsentiert
 ■ = durchschnittlich
 ■ = unterrepräsentiert
 ■ = stark unterrepräsentiert

14- bis 29-jährige Frauen und Männer mit Migrationshintergrund Starker Wunsch nach Freundschaften mit Deutschen



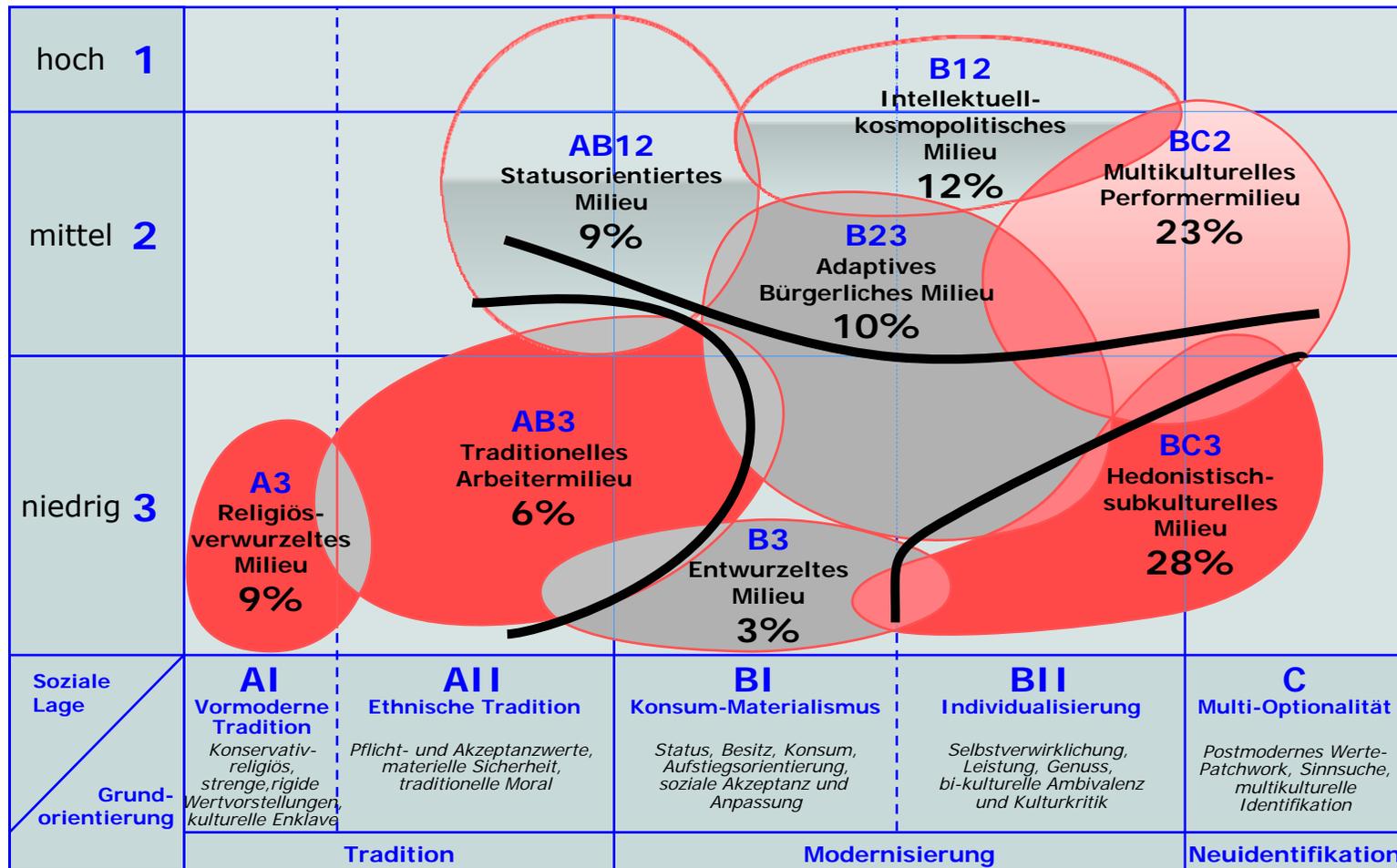
Milieuverteilung 14- bis 29-jährige Männer mit *türkischem* Migrationshintergrund



— Hauptlinie von Differenzierung und Distinktion

■ Quantitativ besonders große, jugendtypische Lebenswelten

Milieuverteilung
14- bis 29-jährige
Frauen mit *türkischem* Migrationshintergrund

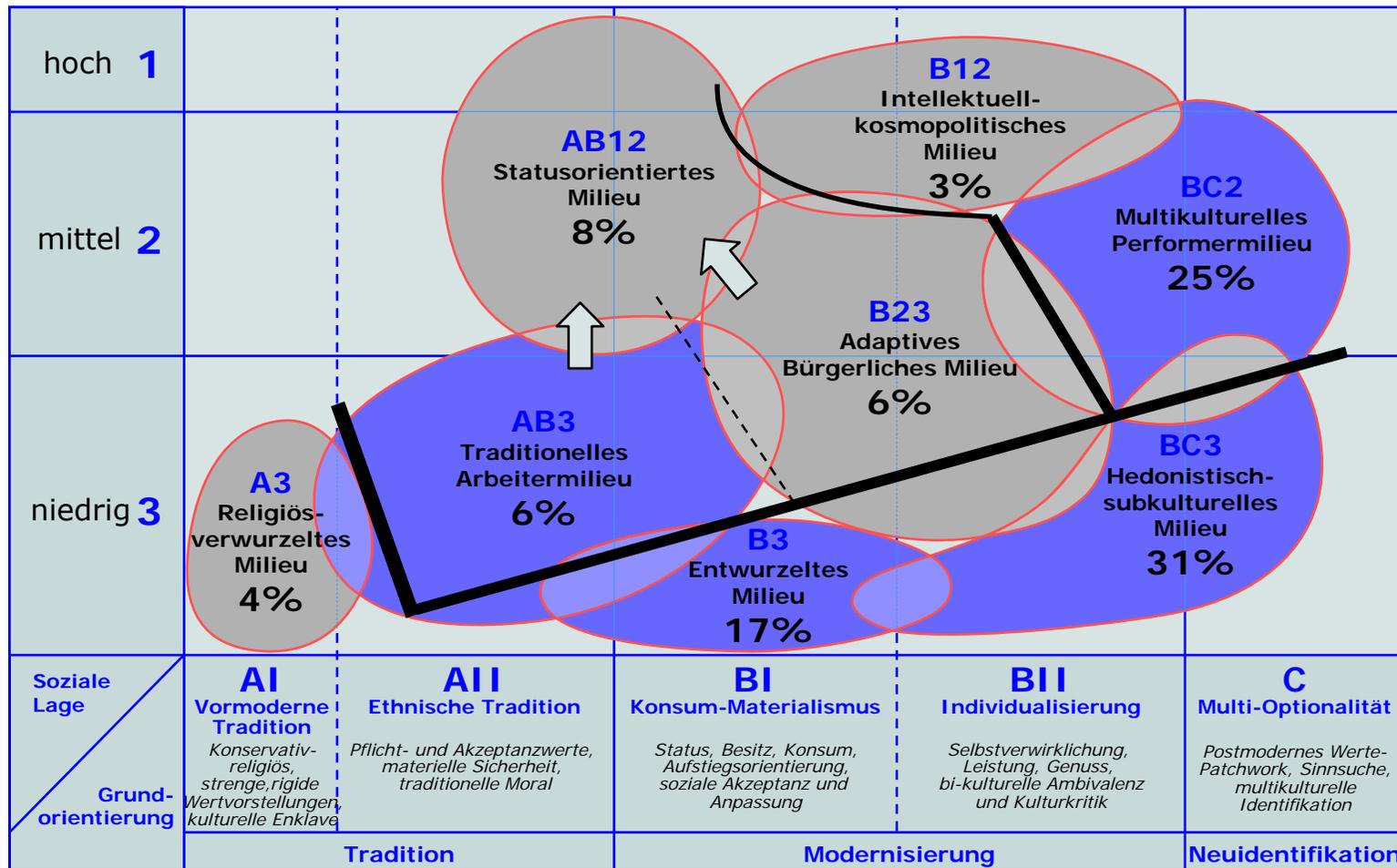


— Hauptlinien von Differenzierung und Distinktion



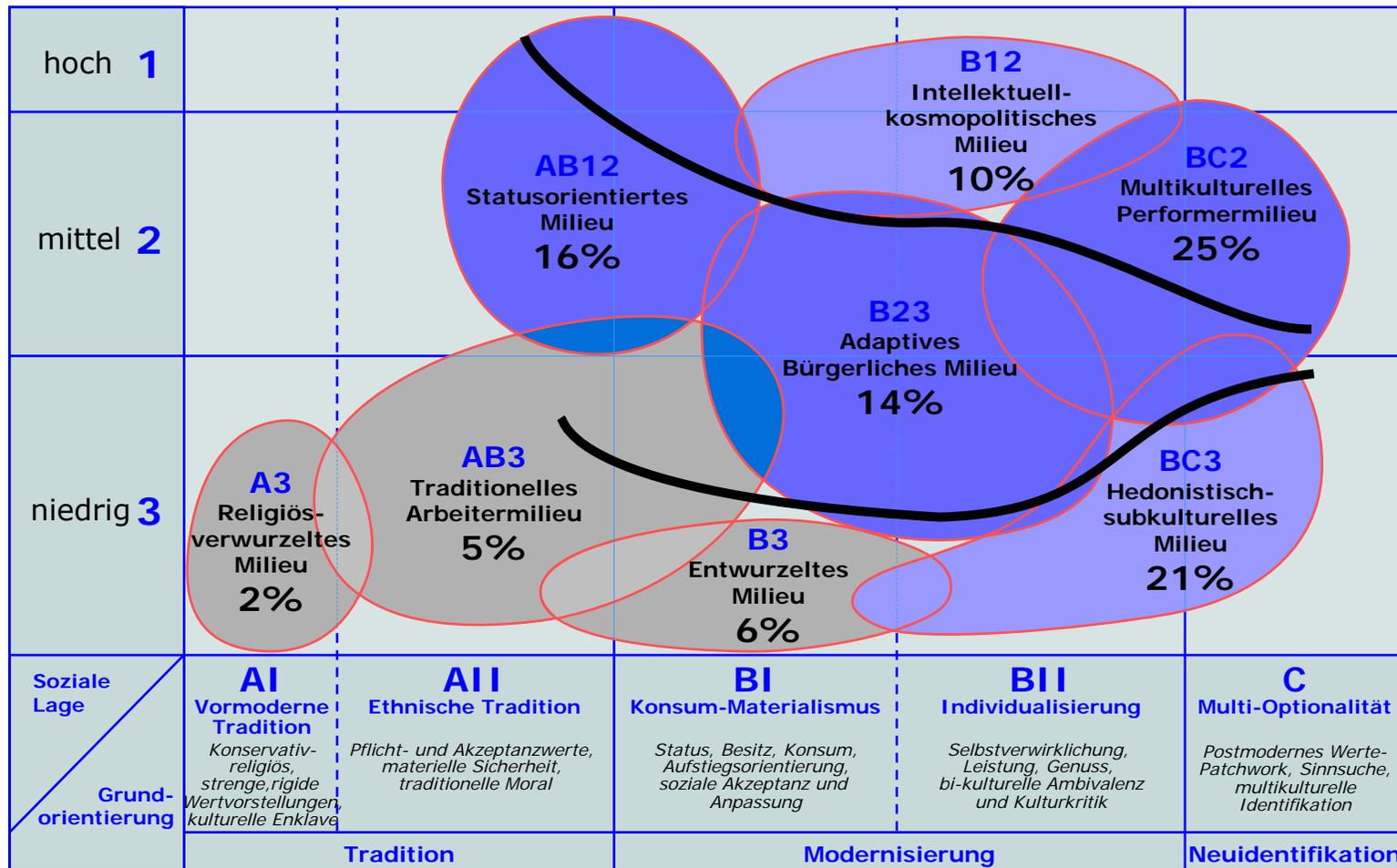
Freizeitverhalten

Milieuverteilung 14- bis 29-jährige *Männer* *Spätaussiedler*



— Hauptlinien von Differenzierung und Distinktion

Milieuverteilung 14- bis 29-jährige *Frauen* *Spätaussiedlerinnen*



Fazit

- Es gibt einen sehr engen (kausalen) Zusammenhang
 - zwischen der sozialen Lage,
 - der Migrationsgeschichte
 - der soziokulturellen Grundorientierung
 - und dem Grad der
 - Integration
 - Integrations*bereitschaft*,
 - Integrations*fähigkeit*

- Die verschiedenen Milieus haben sehr unterschiedliches soziales und kulturelles Kapital

- = Voraussetzung für Erreichbarkeit und Integration

Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen?

1. Entwicklung einer **zielgruppenorientierten Gesamtstrategie**

- Elementar und mittelfristig effektiv sind Maßnahmen (Erziehung, Soziale Arbeit), die 1.) **lokal** und **landesweit vernetzt** arbeiten und 2.) an die vorhandenen Ressourcen der **Zielgruppen** anknüpfen (**Ressourcenperspektive** statt Defizitperspektive).
 - Dazu ist das Migrant*innen-Milieumodell (v.a. in Kombination mit Geschlecht, ethnischen Hintergrund und Migrationsbiographie) eine alltagsnahe, sozialwissenschaftlich fundierte und praxisorientierte Hintergrundfolie.
- Flankierend müssen sowohl die Gesamtstrategie wie auch einzelne lokale und regionale Maßnahmen **durch professionelle mediale Kommunikation begleitet** werden, die ihrerseits durch Wortsprache und Bildmittel nicht die zu überwindenden Stereotype (Pauschalisierungen und Defizitbotschaften) bedient.
- **Ziel: Prävention und Interventionen** bei (innerfamiliären wie milieuspezifischen) Mechanismen **sozial-ethnischer Schließung**.
- **Moderne Migrant*innen-Milieus** aus dem integrierten (postintegrierten) Segmenten **als „Brücken“ für Prävention (Vor- und Leitbildfunktion)**.

Welche Maßnahmen muss das Land Hessen ergreifen, um Integrationsbereitschaft zu fördern und zu nutzen?

2. Weil Bildung ein elementarer Faktor für die Integration ist, muss der **Blick auf Schulen (und auf Kitas)** gerichtet werden.
 - Die informellen Interaktionen in der Schule sind der größte Einflussfaktor auf die geschlechtsspezifische Sozialisation der Schülerinnen und Schüler.
 - Studien zeigen, dass an Schulen in Deutschland – trotz vordergründig moderner Einstellung von Lehrern – noch **traditionelle Geschlechterstereotypen** wirkmächtig sind. Diese werden **verschärft durch ethnische Stereotypen**.
 - Eine den Bildungs- und damit Integrationserfolg steigernde Komponente ist das Bildungsniveau der Eltern, insbesondere der Mütter.
 - Solange der Aspekt der **Schulkultur** unangetastet bleibt, wird eine Änderung der Rollenstereotypen nur schwer erreichbar sein. Geeignete Ansatzpunkte, die Schulkultur zu verändern, sind die Elternarbeit in Schulen (analog in Kitas); sowie die Aus- und Weiterbildung der Lehrer (und Erzieher).
 - Anknüpfung insb. an die **neuere Jungenarbeit/-pädagogik**
 - In diese Bereiche müssen auch unbedingt **gleichstellungspolitische Ansätze** konsequent integriert werden.



Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit !